



This is a repository copy of „Gedanken eines Reichsbannermannes auf Grund von Erlebnissen und Erfahrungen.“ *Politische Kultur, Flaggensymbolik und Kriegserinnerung in Schmalkalden 1926. Dokumentation.*

White Rose Research Online URL for this paper:  
<https://eprints.whiterose.ac.uk/181305/>

Version: Published Version

---

**Article:**

Ziemann, B. (1999) „Gedanken eines Reichsbannermannes auf Grund von Erlebnissen und Erfahrungen.“ *Politische Kultur, Flaggensymbolik und Kriegserinnerung in Schmalkalden 1926. Dokumentation.* Zeitschrift des Vereins für Thüringische Geschichte, 53. pp. 201-232. ISSN 0943-9846

---

© 1999 Verein für Thüringische Geschichte e.V. Reproduced here by permission of the publisher. For any other reuse permissions please contact the publisher.

**Reuse**

Items deposited in White Rose Research Online are protected by copyright, with all rights reserved unless indicated otherwise. They may be downloaded and/or printed for private study, or other acts as permitted by national copyright laws. The publisher or other rights holders may allow further reproduction and re-use of the full text version. This is indicated by the licence information on the White Rose Research Online record for the item.

**Takedown**

If you consider content in White Rose Research Online to be in breach of UK law, please notify us by emailing [eprints@whiterose.ac.uk](mailto:eprints@whiterose.ac.uk) including the URL of the record and the reason for the withdrawal request.



[eprints@whiterose.ac.uk](mailto:eprints@whiterose.ac.uk)  
<https://eprints.whiterose.ac.uk/>

Zeitschrift des Vereins  
für Thüringische Geschichte

Band 53 (1999)

begründet 1852 als  
Zeitschrift des Vereins für Thüringische Geschichte  
und Altertumskunde

Zeitschrift des Vereins  
für Thüringische Geschichte

Band 53 (1999)

Jena 1999

Post Scriptum

Auch

Veste Rätthe, liebe Getreue, haben Wir die Entschließung gefaßt, Euerm Vorschlag gemäß, dem Regierungs-Rath Osann, alhier, die Euch obliegende Bergwercks-Direction zugleich mit zu übertragen und diese Commission dadurch zu verstärken.

Ihr habt also demselben dieses zu eröffnen, und ihn zu den dahin einschlagenden Geschäften, indem Wir Uns von deßen Dienst-Eyfer auch in diesem Fach überzeugt halten, zuzuziehen.

Datum ut in Rescripto. Weimar, den 29. Mart. 1799

C.A.

An die Ilmenauer Bergwercks-Commission

Die Verstärkung derselben durch den Herrn Regierungs-Rath Osann, betr.

[14]

Reskript des Erbprinzen Carl Friedrich vom 9. April 1814 über die Auflösung der Bergwerkskommission

*Kopie von Schreiberhand.*

*Druck nach Abschrift in: ThHStA Weimar, B 16070, Bl. 74; Konzept in Geheimer Kanzleiakte (nicht vorhanden); Ausfertigung in Kommissionsakte (nicht vorhanden).*

An die zum Bergbau zu Ilmenau angeordnete Commission

V[on] G[ottes] G[naden] Carl August, Herzog zu Sachsen p.

p. Was Wir auf Euren unterm 26. März [*richtig*: 28. März] d. J. über die Auflässigkeit des Ilmenauer Bergwerks erstatteten Bericht resolviret und an Unsere Cammer verfügt haben, geben Wir Euch aus der abschriftlichen Anlage zu erkennen, indem Wir zugleich gnädigst begehren, Ihr wollet Euch ebenfalls danach achten, und der Cammer mit den geführten Acten und Nachrichten auch sonstigen Erläuterungen an Handen gehen, nicht weniger Eures Theils den Officianten das Nöthige eröffnen; indem Wir Euch solchemnach selbst von der so viele Jahre zu Unserer Zufriedenheit, und mit ausgezeichnetem Eifer, wenn auch gleich ohne den gewünschten Erfolg geführten Commission dispensieren wollen.

Andem geschiehet Unsere Meinung pp

Gegeben Weimar, den 9. April 1814.

Im Namen und Auftrag pp

Carl Friedrich, Erbprinz v. S. W. u. E.

## „Gedanken eines Reichsbannermannes auf Grund von Erlebnissen und Erfahrungen“ Politische Kultur, Flaggensymbolik und Kriegserinnerung in Schmalkalden 1926 Dokumentation

Von Benjamin Ziemann

Der im folgenden dokumentierte Text wirft ein Schlaglicht auf die erfahrungsgeschichtlichen Folgen der Fronterlebnisse des Ersten Weltkrieges und zugleich auf die politische Kultur der Weimarer Republik in der Phase ihrer relativen politischen und ökonomischen Stabilisierung. Der Quellentext aus dem Jahr 1926 ist zugleich ein wichtiges Zeugnis für die Einstellungen der einfachen Mitglieder einer in der historischen Forschung bis heute stark unterschätzten und nur wenig erforschten Massenorganisation der Weimarer Jahre, des 1924 gegründeten Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold.<sup>1</sup> Im folgenden soll (I.) soweit als möglich der persönliche und lokale Hintergrund des Textes und seine Entstehungsgeschichte rekonstruiert werden. Sodann werden (II.) einige Überlegungen zum Erkenntniswert der Quelle vorgestellt.

### I.

Friedrich Einert, der Verfasser des Manuskripts „Gedanken eines Reichsbannermannes auf Grund von Erlebnissen und Erfahrungen“, ist 1893 in Schmalkalden als Sohn eines Ahlenschmiedes geboren worden und dort 1962 verstorben.<sup>2</sup> 1922 hei-

<sup>1</sup> Zum Reichsbanner immer noch grundlegend: Rohe, Karl: Das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold. Ein Beitrag zur Geschichte und Struktur der politischen Kampfverbände zur Zeit der Weimarer Republik. Düsseldorf 1966. Vgl. aus der danach erschienenen, spärlichen Literatur v. a. Gotschlich, Helga: Zwischen Kampf und Kapitulation. Zur Geschichte des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold. Berlin 1987; Gerstenberg, Günter: Freiheit! Sozialdemokratischer Selbstschutz im München der zwanziger und frühen dreißiger Jahre. 2 Bde. Andechs 1997; Saage, Richard: Die gefährdete Republik. Portrait und frühen dreißiger Jahre. 2 Bde. Andechs 1997; Saage, Richard: Die gefährdete Republik. Portrait und frühen dreißiger Jahre. 2 Bde. Andechs 1997; Saage, Richard: Die gefährdete Republik. Portrait und frühen dreißiger Jahre. 2 Bde. Andechs 1997. – In: Solidargemeinschaft und Klassenkampf. Pönder Zeitung des ‚Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold‘. – In: Solidargemeinschaft und Klassenkampf. Politische Konzeptionen der Sozialdemokratie zwischen den Weltkriegen. hrsg. von dems. Frankfurt am Main 1986, S. 277 – 301; Knapp, Thomas A.: The German Center Party and the Reichsbanner. – In: International Review of Social History 14 (1969) S. 159 – 179; Toury, Jacob: Die Judenfrage in der Entstehungsphase des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold. – In: Juden und deutsche Arbeiterbewegung bis 1933. Hrsg. von Ludger Heid u. Arnold Paucker. Tübingen 1992, S. 215 – 235.

<sup>2</sup> Die folgenden Angaben zur Person verdanke ich durchgängig einer auf den standesamtlichen Unterlagen und den Adressbüchern beruhenden brieflichen Mitteilung des Stadt- und Kreisarchivs Schmalkalden sowie fernmündlichen Auskünften von Herrn Helmut Einert, dem zweiten Sohn von Fritz Einert. Herrn Helmut Einert, Frau Ute Simon vom Stadt- und Kreisarchiv Schmalkalden sowie Frau Petra Dittmar vom Museum Schloß Wilhelmsburg möchte ich für ihre freundliche Unterstützung sehr herzlich danken.

ratete er Luise Paula Bamberger, die Tochter eines Zangenschmiedes. Die Beschäftigung der Eltern des Paares spiegelt somit getreulich die Wirtschaftsstruktur des am Südwestabhang des Thüringer Waldes gelegenen Ortes wider, der 1925 rund 10 000 Einwohner zählte. Bereits seit dem 15. Jahrhundert war Schmalkalden ein Zentrum der Eisenverhüttung und -verarbeitung gewesen, welche die Gewerbestruktur des Ortes über Jahrhunderte hinweg dominierte. Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts war in der Stadt der Übergang zur industriellen Kleinereisenfertigung vollzogen worden, während die umliegenden Ortschaften des Kreises Schmalkalden weiterhin durch handwerkliche Strukturen der Eisenproduktion geprägt waren.<sup>3</sup> Auch Friedrich Einert selbst war bei einer der das gewerbliche und soziale Leben der Stadt Schmalkalden prägenden Metallwarenfabriken erwerbstätig. Einert arbeitete bei der H.-A. Erbe AG, dem mit 329 Beschäftigten im Jahr 1926 größten Betrieb der Stadt. Diese im Ort als ‚Löffelbude‘ bekannte Besteckfabrik hatte während des Ersten Weltkrieges mit der Produktion von Feldbestecken für das Heer gute Geschäfte gemacht und während der Inflation die Produktionsanlagen nochmals erweitert. Selbst in der Wirtschaftskrise der späten zwanziger Jahre konnte der Betrieb den wegbrechenden Export durch die Produktionsumstellung auf billige Gebrauchsbestecke für eine gewisse Zeit noch kompensieren, bevor es zu Entlassungen und Kurzarbeit kam.<sup>4</sup> Einert arbeitete bei der Firma H.-A. Erbe als ‚Korrespondent‘, also als vorwiegend mit der Erledigung des geschäftlichen Briefwechsels beschäftigter Angestellter. Zugleich wohnte er auch in einem der Firma H.-A. Erbe gehörenden Haus. Dies dürfte neben den im Manuskript geschilderten Beobachtungen über die Rekrutierungspraktiken des „Stahlhelm“ seine im Anschreiben dokumentierte Scheu verstärkt haben, sich mit der öffentlichen Wiedergabe seiner Überlegungen zu exponieren.<sup>5</sup>

Vermutlich seit 1921 und bis zur Auflösung der Partei 1933 war Einert Mitglied der SPD in Schmalkalden. Die Stadt war bereits im Kaiserreich eine Hochburg

<sup>3</sup> Vgl. Lohse, Hans: 600 Jahre Schmalkalder Eisengewinnung und Eisenverarbeitung vom 14.–20. Jahrhundert. Meiningen 1965; Ronniger, Rudi: Die Lebensbedingungen der Schmalkalder Kleinereisenindustrie. Rechts- und wirtschaftswiss. Diss. Jena 1933; Koch, Cornelia: Die Entwicklung der sozialökonomischen Situation und Lebensweise der Eisen- und Stahlwarenproduzenten im Kreis Schmalkalden in der Zeit von 1914 bis 1933. Diplomarbeit Friedrich-Schiller-Universität Jena 1982 (Ms.), 2 Bde. Kreis und Stadt Schmalkalden waren 1866 zur preußischen Provinz Hessen-Nassau gekommen. Verwaltungsmäßig zum Regierungsbezirk Kassel gehörend, blieb der Kreis Schmalkalden auch nach der Bildung des Landes Thüringen 1920 eine preußische Exklave, da Verhandlungen über die Abtretung der preußischen Gebiete 1919 an der Forderung nach einem territorialen Ausgleich gescheitert waren; vgl. Häupel, Beate: Die Gründung des Landes Thüringen. Staatsbildung und Reformpolitik 1918–1923. Weimar 1995, S. 90; Geschichte Thüringens, Bd. 5, 2. Hrsg. von Hans Patze u. Walter Schlesinger. Köln, Wien 1970, S. 363–386.

<sup>4</sup> Vgl. Koch, (wie Anm. 3), Bd. 1, S. 16ff.

<sup>5</sup> Offen bleiben muß, ob Mitglieder der Unternehmensführung der H.-A. Erbe AG selbst im Stahlhelm oder im Jungdeutschen Orden organisiert waren. Immerhin war Fritz Einert aber in einer Liste von Firmenmitarbeitern registriert, die sich an Streiks beteiligt hatten. Eventuell handelte es sich dabei um die Streikbewegung der Thüringer Metallarbeiter im November 1924. Freundliche briefliche Auskunft des Thüringischen Staatsarchivs Meiningen, das Akten der Firma verwahrt.

der Sozialdemokratie gewesen, die auch in den Jahren der Weimarer Republik bei den Reichstagswahlen ihre Position als stärkste Partei halten konnte. Erst bei der Septemberwahl des Jahres 1930 fiel die SPD hinter der NSDAP auf den zweiten Rang zurück.<sup>6</sup>

Die Ortsgruppe Schmalkalden des Reichsbanners wurde erst einige Monate nach dem Gründungsauftrag vom März 1924 am 18. August diesen Jahres gegründet. Es entspricht dem Charakter des Verbandes als einer Vorfeldorganisation der SPD, daß die Ankündigung und Diskussion der Gründung auf einer SPD-Mitgliederversammlung im Zusammenhang einer Debatte über die „nächsten Aufgaben der Partei“ stattfand. Die offenbar von einem inneren Zirkel der Parteimitglieder vorbereitete Konstituierung fand bereits wenige Tage nach der Sitzung des SPD-Ortsvereins statt. Einert dürfte dem Reichsbanner dann alsbald beigetreten sein, wenn er nicht sogar zu den Gründungsmitgliedern gehört hat.<sup>7</sup> In einem nicht genau feststellbaren Zeitraum hat Einert, nach dem Eindruck des von ihm verfaßten Textes wohl auch aufgrund beruflicher Übung den schriftsprachlichen Ausdruck sehr gut beherrschend, in der Ortsgruppe zudem das Amt des Schriftführers bekleidet. In den ersten Jahren ihres Bestehens ist die Ortsgruppe des Reichsbanners zumindest nach Ausweis der sozialdemokratischen Tageszeitung des Ortes nur bei wenigen Gelegenheiten öffentlich hervorgetreten. Regelmäßig war dies beim Umzug am 1. Mai der Fall, den die Spielleute, die Trommler und Pfeifer des Reichsbanners begleiteten, sowie bei der Verfassungsfeier am 1. August, die stets durch einen Umzug der Reichsbannerleute eröffnet wurde.<sup>8</sup>

Der Historiker Ludwig Bergsträsser, Reichstagsabgeordneter der DDP und selbst Mitglied des Reichsbanners sowie vielgefragter Redner auf dessen Veranstaltungen, hatte am 31. März 1926 einen Artikel mit dem Titel „Front und Frieden“ veröffentlicht.<sup>9</sup> Bergsträsser war Mitglied des parlamentarischen Untersuchungsausschusses,

<sup>6</sup> Vgl. Heß, Ulrich: Die politischen Verhältnisse in der Stadt und im Kreis Schmalkalden 1867–1914. – In: Beiträge zur Geschichte Schmalkaldens, Bd. 1. hrsg. von der Leitung des Museums Schloß Wilhelmsburg Schmalkalden. Schmalkalden 1974, S. 90–103; Walter, Franz: Von der roten zur braunen Hochburg: Wahlanalytische Überlegungen zur NSDAP in den beiden thüringischen Industrieregionen. – In: Thüringen auf dem Weg ins „Dritte Reich“. Hrsg. von Detlev Heiden/Gunther Mai. Erfurt o. J., S. 119–145; Statistik des Deutschen Reichs (StDR), Bd. 315/IV. Berlin 1925, S. 25; StDR, Bd. 372/II. Berlin 1930, S. 27; StDR, Bd. 382/II, S. 27, Berlin 1932.

<sup>7</sup> Vgl. Volksstimme. Schmalkalder Tageblatt. Organ der Sozialdemokratischen Partei, 11. 3., 14. 8. (Zitat), 18. 8., 19. 8. und 21. 8. 1924. Ferner allgemein: Rohe (wie Anm. 1), S. 66ff. Eine Darstellung der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung und des Reichsbanners in Schmalkalden während der Weimarer Republik liegt nicht vor; vgl. für den lokalhistorischen Hintergrund die Hinweise bei Koch (wie Anm. 3), Bd. 1, S. 63–102.

<sup>8</sup> Vgl. die fortlaufende Berichterstattung in der Volksstimme, insbes. die Ausgaben vom 12. 8. 1926 und 12. 8. 1927.

<sup>9</sup> Vgl. Bergsträsser, Ludwig: Front und Frieden, in: Vossische Zeitung vom 31. 3. 1926. Der Artikel wurde in einigen anderen Zeitungen nachgedruckt; er ist auch abgedruckt in: Das Werk des Untersuchungsausschusses der Verfassungsgebenden Deutschen Nationalversammlung und des Deutschen Reichstages 1919–1930 (WUA). 4. Reihe. Bd. 5. Verhandlungsbericht: Die allgemeinen Ursachen und Hergänge des inneren Zusammenbruchs. T. 2. Berlin 1928, S. 257–261.

der den „Ursachen des deutschen Zusammenbruchs“ gewidmet war, und als solches in den dort ausgetragenen geschichtspolitischen Kontroversen um den inneren Zustand des deutschen Weltkriegsheeres und die daran anknüpfende Frage des ‚Dolchstoßes‘ engagiert.<sup>10</sup> Bergsträssers Ziel war es, der republikfeindlichen Dolchstoß-Legende durch den empirischen Nachweis der unumkehrlichen „Vertrauenskrise“ entgegenzutreten, die sich seit dem August 1918 nach dem Scheitern der letzten deutschen Offensive im Feldheer entwickelt hatte. Dieser Stimmungsumschwung war seiner Darlegung zufolge nicht aufgrund revolutionärer ‚Verhetzung‘ entstanden, wie es auf konservativer Seite hieß. Ursächlich war vielmehr die rasch um sich greifende Einsicht der Soldaten in die Unmöglichkeit, den Krieg durch den Einsatz im Kampf noch zu einem Ende zu bringen. Für die Untermauerung seiner Argumente benötigte Bergsträsser weitere Selbstzeugnisse der Augenzeugen des Geschehens, also Feldpostbriefe und Kriegstagebücher von Frontkämpfern. Mit der Bitte um die Zusendung solcher Materialien und der Zusicherung „aller Diskretion in persönlichen Dingen“ wandte er sich an die Leser der Vossischen Zeitung, um die „üble Verleumdung endlich ganz zunichte zu machen“.<sup>11</sup>

## II.

Bereits am 1. April 1926, also einen Tag nach der Veröffentlichung des Artikels, sandte Einert das von ihm einige Zeit zuvor verfaßte Manuskript an Bergsträsser. Für das Reichsbannermitglied in der thüringischen Provinzstadt war es offenkundig eine Selbstverständlichkeit, ja mehr noch, eine Herzensangelegenheit, an der von Bergsträsser intendierte Aufklärung der Öffentlichkeit über die Dolchstoßlegende mitzuwirken. Schließlich hatte Einert selbst am Ende des von ihm verfaßten Textes bereits eine umfassende, sich auf seine Augenzeugenschaft berufende Widerlegung aller wesentlichen Argumentationsfiguren jener Geschichtsverfälschung vorgenommen.

Die Lektüre des von Einert verfaßten Manuskripts gibt zunächst Anhaltspunkte dafür, daß das Reichsbanner stärker als bisher geschehen als eine Veteranenorganisation des sozialdemokratischen Arbeitermilieus verstanden werden sollte.<sup>12</sup> Das Reichsbanner war als eine überparteiliche Schutztruppe der Republik durch Anhän-

<sup>10</sup> Vgl. Fischer-Baling, Eugen: Der Untersuchungsausschuß für die Schuldfrage des Ersten Weltkrieges. – In: Aus Geschichte und Politik. Festschrift zum 70. Geburtstag von Ludwig Bergsträsser. Hrsg. von Alfred Hermann. Düsseldorf 1954, S. 117 – 137, der bes. S. 121 Bergsträssers „Instinkt für Quelldränge Niederlage. Politische Öffentlichkeit und Kriegsschuldfrage in der Weimarer Republik. Göttingen 1983, S. 177 – 191. Zur Biographie von Bergsträsser vgl. Schleier, Hans: Die bürgerliche deutsche Geschichtsschreibung der Weimarer Republik. Berlin 1975, S. 303 – 345.

<sup>11</sup> Zitate: Bergsträsser, Front und Frieden. Einen Teil der daraufhin eingesandten Materialien, nicht aber Einerts Manuskript druckte Bergsträsser später als Anhang zu den Verhandlungen des Ausschusses ab; vgl. WUA, Bd. 5, S. 262 – 335.

<sup>12</sup> Vgl. dazu ausführlich Ziemann, Benjamin: Republikanische Kriegserinnerung in einer polarisierten Öffentlichkeit. Das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold als Veteranenverband der sozialistischen Arbeiterschaft. – In: Historische Zeitschrift 267 (1998) S. 357 – 398.

ger der in der Weimarer Koalition zusammengeschlossenen Parteien gegründet worden. De facto waren allerdings etwa 90% der Mitglieder Anhänger oder Wähler der SPD, gerade auch in Thüringen.<sup>13</sup> Außerhalb des Rheinlandes, Westfalens und Oberschlesiens mit ihrem hohen Anteil katholischer Arbeiter gehörten die Ortsgruppen demnach in der Regel zum Kern der sozialdemokratischen Vorkampfordorganisationen. Für die zahlreichen ehemaligen Frontsoldaten in den Reihen des Reichsbanners gewann dessen ursprüngliche Zweckbestimmung offenkundig gerade im Zusammenhang mit der Verarbeitung ihrer Kriegserfahrung an Bedeutung. Wie für Fritz Einert war der Fronteinsatz für sie wohl primär durch die institutionellen Arrangements des Heeres geprägt, das die Strukturen der wilhelminischen Klassengesellschaft unter den erschwerten Kriegsbedingungen perpetuierte. Träger und Nutznießer dieses Systems entstammten den adeligen und bürgerlichen Schichten, während Arbeiter und Angestellte Schikanen und materielle Benachteiligung erdulden mußten. Diese Erfahrungen der Entrechtung und materiellen Benachteiligung durch die ‚nationalen‘ Befürworter des Krieges wie zugleich des konstitutionellen Staates verliehen dem Eintreten der Reichsbannermitglieder für die Republik seine emotionale Schubkraft und eine eminente lebensgeschichtliche Beglaubigung. In dieser Form nicht zutreffend scheint demnach die oft geäußerte These, die pazifistischen und ‚linken‘ politischen Kräfte der Weimarer Republik hätten überhaupt keine der individuellen Sinnstiftung dienliche Sprache für das Massensterben des Weltkrieges gefunden und dieses Politikfeld damit kampfflos den republikfeindlichen Kräften überlassen.<sup>14</sup>

Für alle Soldaten hatten die Erlebnisse an der Front, insbesondere die jedes bis dahin bekannte Maß überschreitende Erfahrung der Destruktivkraft des industriellen Krieges, ein erhebliches Maß an physischen und psychischen Belastungen mit sich gebracht, die potentiell eine zerstörerische Wirkung auf die individuelle Biographie eines jeden einzelnen Kriegsteilnehmers entfalten konnten. Fritz Einert hat auch im Hinblick auf die im Feld erlittenen „seelischen Leiden“ bestätigt, daß er schließlich gegen Ende des Krieges „innerlich zusammenbrach“ und gegenüber den politischen Modalitäten und Umständen der Kriegsbeendigung völlig „gleichgültig“ wurde. Es scheint allerdings, als ob die von Einert vertretenen „Reichsbanner-Ideen“ ihm einen inneren Haltepunkt und emotionalen Puffer bei der Bewältigung dieser gravierenden Deprivationserfahrungen geboten haben. Im Rahmen der strikten Entgegensetzung von nationalem und republikanischem Lager und der Betonung der moralischen Legitimität des letzteren, welche den zeittypischen Deutungshorizont von Einert markierten, gewannen die erlittenen seelischen Verheerungen als historisches Exempel für das notwendige Leiden an einer ungerechten Staats- und Gesellschaftsform ihre Bedeutung. Der persönlich empfundene

<sup>13</sup> Gotschlich, Helga: Gründung und Anfänge des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold. – In: Militärgeschichte 19 (1980) S. 33 – 40, S. 37.

<sup>14</sup> Vgl. z. B. Münkler, Herfried/Storch, Siegfried: Siegfrieden. Politik mit einem deutschen Mythos. Berlin 1988, S. 87f.

Schmerz wurde durch diese überindividuelle Relevanzzuweisung relativiert. Die Erfahrung kriegerischer Gewalt konnte letztlich in die von Einert geteilten Sinnstrukturen des sozialdemokratischen Milieus eingepaßt und damit in ihrer potentiell zerstörerischen Dynamik für seine individuelle Biographie abgemildert werden. Dies erleichterte die Erfüllung des von Einert im Einklang mit der großen Mehrheit der Weltkriegsveteranen gehegten Wunsches, nichts weiter „als ein geordnetes und friedliches Leben zu führen“.<sup>15</sup>

In der seinen Text prägenden Kontrastierung von Ideologie und Mitgliedschaft der in Schmalkalden anzutreffenden nationalen Veteranenverbände mit dem Reichsbanner steht neben den Kriegervereinen des ‚Kyffhäuserbundes‘ und dem ‚Stahlhelm‘ vor allem der Jungdeutsche Orden („Jungdo“) im Vordergrund.<sup>16</sup> Diese Akzentuierung verdankt diese völkische und antisemitische Organisation ihre starke Verbreitung und besondere Bedeutung in Thüringen.<sup>17</sup> Seit seiner Gründung 1920 hatte sich der an bündischen Prinzipien orientierte Verband in Thüringen als überparteiliche Sammlungsbewegung des städtischen Bürgertums gegen die beiden Arbeiterregierungen von SPD und USPD bzw. SPD und KPD profiliert. Der Jungdo verband den Führergedanken und die Vorstellung eines deutschen Wiederaufstiegs mit der Propagierung des Antisemitismus und wurde damit ideologisch und vereinzelt auch organisatorisch zum Vorläufer der 1925 wiederbegründeten NSDAP.<sup>18</sup> In Schmalkalden war im Juli 1920 eine Bruderschaft des Jungdeutschen Ordens gegründet worden, die offenbar einen beachtlichen Organisationserfolg erzielen konnte. Zur Wiederkehr des Gründungsdatums im Sommer 1927 konnte die Bruderschaft mit den Familienangehörigen immerhin 600 Personen aus der Stadt und dem Kreis Schmalkalden mobilisieren.<sup>19</sup>

Es ist für die Szene der nationalen Verbände in Thüringen charakteristisch, daß Einert unter die „Mitglieder des Jungdo etc.“ auch die Besitzer des „Hakenkreuzes“ subsummieren konnte, ohne die NSDAP nochmals eigens nennen zu müssen. Die scharfe Ablehnung des Jungdeutschen Ordens durch Einert macht deutlich, daß für

<sup>15</sup> Zur Reintegration der Soldaten und ihrem Streben nach sozialer Normalität vgl. allgemein Bessel, Richard: *Germany after the First World War*. Oxford 1993.

<sup>16</sup> Solche Gegenüberstellungen der Mitgliedschaft und Ideologie der verschiedenen Verbände benutzte auch die Presse des Reichsbanners wiederholt; vgl. z.B. *Das Reichsbanner. Zeitung des Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold. Bund der republikanischen Kriegsteilnehmer e.V.* vom 7.9.1929, Gaubeilage.

<sup>17</sup> Vgl. Matthiesen, Helge: *Bürgertum und Nationalsozialismus in Thüringen. Das bürgerliche Gotha von 1918 bis 1930*. Jena 1994, S. 109 – 137; Wolf, Heinrich: *Der Jungdeutsche Orden in seinen mittleren Jahren 1922 – 1925*. München 1972; *Lexikon zur Parteiengeschichte. Die bürgerlichen und kleinbürgerlichen Verbände in Deutschland (1789 – 1945)*. Hrsg. von Dieter Fricke. Bd. 3. Köln 1985, S. 138 – 148. Kaum noch brauchbar ist die ältere und stark apologetische Arbeit von Hornung, Klaus: *Der Jungdeutsche Orden*. Düsseldorf 1958.

<sup>18</sup> Vgl. Matthiesen (wie Anm. 17), bes. S. 114; Tracey, Donald R.: *Der Aufstieg der NSDAP bis 1930*. – In: *Thüringen (wie Anm. 6)*, S. 65 – 93, bes. S. 75ff.

<sup>19</sup> Vgl. *Volksnationale Nachrichten für Schmalkalden und Umgebung. Organ der Jungdeutschen Bewegung 1 (1927) Nr. 3 und 4*. Die monatliche Herausgabe dieses Blattes ist neben den dort annoncierten regelmäßigen Veranstaltungen ein Beleg für die nachhaltige Konsolidierung des Jungdeutschen Ordens in der Stadt.

ihn die in der Bundesleitung des Reichsbanners vorhandenen Tendenzen zu einer partiellen Annäherung gegenüber dem nationalen Wehrverband, die auf Avancen von Arthur Mahraun, den ‚Hochmeister‘ des Ordens zurückgingen, keine Bedeutung besaßen.<sup>20</sup> Als fester Bestandteil des nationalen Lagers war und blieb der Verband für Einert ein ideologischer und politischer Gegner.

Die Trennlinie zwischen den politischen Teilkulturen des ‚nationalen‘ und des republikanischen Lagers verlief für Einert entlang der durch die unterschiedlichen Flaggenfarben markierten Grenze.<sup>21</sup> Die Zugehörigkeit zum schwarz-rot-goldenen Lager war für ihn gleichbedeutend mit der Ablehnung der schwarz-weiß-roten Fahne, unter der zu kämpfen man Einert im Ersten Weltkrieg gezwungen hatte.<sup>22</sup> In der von ihm benutzten Entgegensetzung von „Fürstenfahne“ und „Volksfahne“ wird die emotional aufwühlende Bedeutung eines symbolpolitischen Dauerkonflikts in Weimar deutlich, der frühzeitig bis tief in den Raum der lokalen Vergesellschaftung hinein für Kontroversen gesorgt hat.<sup>23</sup> Diese Auseinandersetzung bezog

<sup>20</sup> Vgl. Rohe (wie Anm. 1), S. 345ff.

<sup>21</sup> So auch die Kontrastierung in dem Artikel „Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold und Jungdo“, *Volksstimme* vom 10. 9. 1924. Festzuhalten bleibt allerdings Einerts auf schierer Unkenntnis der Symbolik beruhende Aggression gegen die rote Fahne unmittelbar nach dem Kriegsende. Dies bestätigt und ergänzt andere Zeugnisse, denen zufolge sich die Truppen beim Rückmarsch unter die Fahnen ihrer Länder oder heimische Kirchenfahnen, aber nur selten unter die rote Fahne stellten. Vgl. z. B. Schmid, Carlo: *Erinnerungen*. Bern [u. a.] 1979, S. 78.

<sup>22</sup> Zur Flaggenregelung in Kaiserreich und Republik: Friedel, Alois: *Deutsche Staatssymbole. Herkunft und Bedeutung der politischen Symbolik in Deutschland*. Frankfurt a. M., Bonn 1968, S. 31ff.; Hattenhauer, Hans: *Geschichte der deutschen Nationalsymbole. Zeichen und Bedeutung*. 2. Aufl. München 1990, S. 23 – 37; Schieder, Theodor: *Das Deutsche Kaiserreich von 1871 als Nationalstaat*. 2. Aufl. Hrsg. und eingel. von Hans-Ulrich Wehler. Göttingen 1992, S. 81 – 95; Guben, Berndt: *Schwarz, Rot und Gold. Biographie einer Fahne*. Berlin, Frankfurt a. M. 1991 (populärwissenschaftlich); Zechlin, Egmont: *Schwarz-Rot-Gold und Schwarz-Weiß-Rot in Geschichte und Gegenwart*. Berlin 1926, mit der im Kontext der zeitgenössischen Kämpfe zu sehenden Behauptung, auch angesichts mangelnder Truppenfahnen im Feld sei die schwarz-weiß-rote Fahne, in deren Zeichen „so mancher freudig gestorben war“, „gleichsam das Nationaldenkmal für den ‚unbekannten Soldaten‘“ (S. 2f.)

<sup>23</sup> So kam es im Juli 1921 zu einem Streit im Knappenverein Glückauf in Dortmund-Hostedde. Der Vorsitzende mußte sich nach dem Zeigen der schwarz-weiß-roten Flagge auf einem Fest aus den Reihen der Mitglieder die Kritik gefallen lassen, daß diese Farben für einen monarchistischen, aber nicht für den demokratischen Staat angemessen seien. Der Vorsitzende rechtfertigte sich mit den Kosten für den demokratischen Staat und stellte vorsorglich die Vertrauensfrage. Vgl. Kroker, Evelyn und Werner: *Solidarität neuer Fahnen und stellte vorsorglich die Vertrauensfrage*. Vgl. Kroker, Evelyn und Werner: *Solidarität neuer Fahnen und stellte vorsorglich die Vertrauensfrage*. München 1988, S. 157; allgemein: Friedel, Alois: *Die politische Symbolik in der Weimarer Republik*. Phil. Diss. Marburg 1956 (Ms.), S. 60 – 78; vgl. die politische Symbolik in der Weimarer Republik. Phil. Diss. Marburg 1956 (Ms.), S. 60 – 78; vgl. ferner den Hinweis aus dem Jahr 1928 bei Buschmann, Nikolaus: *Der verschwiegene Krieg: Kommunikation zwischen Front und Heimatfront*. – In: *Kriegserfahrungen. Studien zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte des Ersten Weltkrieges*. Hrsg. von Gerhard Hirschfeld u.a., Essen 1997, S. 208 – 224, hier S. 224. Für die 1000-Jahrfeier des Rheinlands 1925 im Saargebiet vgl. Mallmann, Klaus Michael, u. Horst Steffens: *Lohn der Mühen. Geschichte der Bergarbeiter an der Saar*. München 1989, S. 169ff. Im Kontext des Rathenau-Mordes: Sabrow, Martin: *Die verdrängte Verschwörung. Der Rathenau-Mord und die deutsche Gegenrevolution*. Frankfurt/M. 1998, S. 98 – 100; beim 4. Bundesfest des Westfälischen Sängerbundes in Münster 1926: Handschell, Christian: *Bürgerliche Vereine in der Endphase der Weimarer Republik. Staatsexamensarbeit Universität Bielefeld 1996 (Ms.)*, S. 134 – 137.

ihre Brisanz aus der vorgängigen, für die Weimarer Republik charakteristischen Spaltung der politischen Gesellschaft in antagonistische Lager. Die in der Reichsverfassung getroffene Regelung der Flaggenfrage kam spannungsverschärfend hinzu. Die Auseinandersetzungen um die Flaggensymbolik sind mit Ausnahme der auf den ‚Flaggenstreit‘ des Jahres 1926 folgenden Kabinettskrise bislang noch nicht systematisch untersucht worden. Dies hängt mit den Schwerpunktsetzungen der Historiographie zur Weimarer Republik zusammen, die vor allem seit den siebziger Jahren ganz dominant auf die sozialen und interessenpolitischen Konflikte der Jahre 1918 bis 1933 fixiert war, in denen man den Schlüssel zum Untergang der Republik zu finden glaubte. Die verschiedenen Handlungsfelder der symbolischen Politik besaßen in der Sicht einer primär sozioökonomischen Strukturen Relevanz zuerkennenden Geschichtsschreibung demgegenüber nur geringere Bedeutung.<sup>24</sup>

In der Weimarer Nationalversammlung hatten die Parteien der Weimarer Koalition eine eindeutige Festlegung auf Schwarz-Rot-Gold zugunsten eines „dilatorischen Formelkompromisses“ (Carl Schmitt) umgangen und damit den Konflikt um die Flaggenfarben aus staatlicher Sicht offen gelassen.<sup>25</sup> Seit der Reichspräsidentenwahl des Jahres 1925 mit ihrer Konfrontation von ‚Reichsblock‘ und ‚Volksblock‘ war der Streit um die Flaggenfarben des Reiches dann auch ein wichtiger Faktor für die Formierung und Abgrenzung von Wählerlagern.<sup>26</sup>

Vor dem Hintergrund von Einerts Herleitung und Akzentuierung der Bedeutung von Schwarz-Rot-Gold scheint die politische Entgegensetzung von Monarchie und Republik ganz eindeutig die Einstellung der einfachen Reichsbannermitglieder zu den Farben des Verbandes bestimmt haben, nicht aber das Bemühen um „Solidarität jenseits auseinanderstrebender materieller Interessen“.<sup>27</sup> Wenige Wochen,

nachdem Einert seinen Text an Bergsträsser abgeschickt hatte, trat diese Auseinandersetzung um die politische Farbenlehre im Flaggenstreit explizit hervor, der auf höchster Ebene bald zur Demissionierung des bürgerlichen Minderheitskabinetts Luther führte.<sup>28</sup> Der Flaggenstreit führte nicht nur zu einer Regierungskrise, sondern mobilisierte auch die Anhänger von Reichsbanner und freien Gewerkschaften zu gut besuchten Protestkundgebungen. Die emotionale Intensität und Erbitterung des Streites provozierte zudem auch zahlreiche Kompromißvorschläge aus der Bevölkerung in Zeitungszuschriften oder in an den sachlich zuständigen Reichskunstwart Edwin Redslob gesandten Zeichnungen. Vor allem Lehrer und Akademiker mißverstanden den Konflikt um die Nationalfarben als ein rein heraldisches Problem, das sich mit einer die Farben mischenden „Einheitsflagge“ aus der Welt schaffen ließe, um „endlich die traurigen Erscheinungen und Folgen des Flaggenstreites beseitigt zu sehen“. Der stellvertretende Reichsbannervorsitzende Karl Höltermann erkannte dagegen in einer vertraulichen Denkschrift, daß die hinter den Fahnen stehenden „Gefühlswerte“ als ideelle Interessen nicht durch einen Kompromiß befriedigt werden konnten. Sein Vorschlag war, einen Entwurf von Redslob – ein schwarzes, silberumrandetes Eisernes Kreuz auf geviert rotem und goldenem Grunde – durch die verschiedenen Soldatenverbände und mit Unterstützung v. Hindenburgs zunächst informell als ‚Gefallenen-Gedenkflagge‘ einzuführen. Dieser Vorschlag zielte auf die Hoffnung, daß die Totenehrung die Nation einigen könne, unterschätzte jedoch auf dramatische Weise die in der Anhängerschaft der verschiedenen Veteranenverbände verbreiteten wechselseitigen Ressentiments.<sup>29</sup>

Handgreifliche Auseinandersetzungen um die von Kriegervereinen oder Stahlhelmgruppen auf ihren Umzügen und Festen gezeigten Fahnen in den monarchischen Farben, welche das Ziel von Attacken kommunistischer Gegendemonstranten wurden, sind schließlich auch eine wesentliche Erscheinungsform der

<sup>24</sup> Vgl. die kritischen Bemerkungen bei: Geyer, Michael: Nation, Klasse, Macht. Zur Organisation von Herrschaft in der Weimarer Republik. – In: Archiv für Sozialgeschichte 26 (1986) S. 27 – 48. Fritzsche, Peter: Did Weimar Fail? – In: Journal of Modern History 68 (1996), S. 629 – 656. Eine – allerdings in der konzeptionellen Bearbeitung der Problematik nicht hinreichende – Ausnahme ist die Gesamtdarstellung: Schulze, Hagen: Weimar. Deutschland 1917 – 1933. Berlin 1982.

<sup>25</sup> Vgl. Verhandlungen der verfassungsgebenden Deutschen Nationalversammlung, Stenographische Berichte, Bd. 327, Berlin 1920, S. 1224ff., 1245f.; Schmitt, Carl: Verfassungslehre. Berlin 1928 (ND 1954), S. 31ff. Zur kontroversen Debatte um die Staats- und Verfassungstheorie Carl Schmitts vgl. jüngst mit weiterer Literatur die Beiträge in: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 51/96 v. 13. 12. 1996.

<sup>26</sup> Winkler, Heinrich-August: Der Schein der Normalität. Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik 1924 bis 1930. 2. Aufl. Berlin. Bonn 1988, S. 234 – 245; Fritzsche, Peter: Presidential Victory and Popular Festivity in Weimar Germany: Hindenburg's 1925 Election. – In: Central European History 23 (1990) S. 205 – 224. Eine detaillierte Untersuchung der symbolischen Mobilisierung des Volksblocks in dieser Wahl ist ein Desiderat der Forschung. Diese fehlt gerade in bezug auf die Flaggenfarben auch in: Bendikat, Elfi, u. Detlef Lehnert: „Schwarzweißrot“ gegen „Schwarzrotgold“. Identifikation und Abgrenzung politischer Teilkulturen im Reichstagswahlkampf des Frühjahrs 1924. – In: Politische Teilkulturen zwischen Integration und Polarisierung. Zur politischen Kultur in der Weimarer Republik. Hrsg. von Detlef Lehnert u. Klaus Megerle. Opladen 1990, S. 102 – 142.

<sup>27</sup> So Winkler (wie Anm. 26), S. 382; vgl. auch Rohe (wie Anm. 1), S. 240 – 245, der die Identifikation von Monarchismus und Schwarz-Weiß-Rot im „Gefühlsleben der Massen“ (S. 241) verneint. Vgl. dagegen den Hinweis bei Bajohr, Frank, u. Rainer Weichelt: Mathias Jakobs. Ein sozial-republikanischer Arbeiterfunktionär in der Krise der Weimarer Republik. Essen 1987, S. 102f.

<sup>28</sup> Vgl. Winkler (wie Anm. 26), S. 265 – 267; Ribbe, Wolfgang: Flaggenstreit und Heiliger Hain. Bemerkungen zur nationalen Symbolik in der Weimarer Republik. – In: Aus Theorie und Praxis der Geschichtswissenschaft. Festschrift für Hans Herzfeld zum 80. Geburtstag hrsg. von Dietrich Kurze. Berlin. New York 1972, S. 175 – 188; ungenau: Dann, Otto: Nation und Nationalismus in Deutschland 1770 – 1990. München 1993, S. 259. Noch 1955 äußerten in einer repräsentativen Umfrage in der Bundesrepublik 43% aller Befragten und 48% aller Protestanten eine Präferenz für schwarz-weiß-rot als Farben der deutschen Nationalflagge: Schmidtchen, Gerhard: Protestanten und Katholiken. Soziologische Analyse konfessioneller Kultur. Bern. München 1973, S. 247.

<sup>29</sup> Vgl. die Materialien und Hinweise in den einschlägigen Akten des Reichskunstwartes: Bundesarchiv Berlin (BA), R 32, 304, 304a, 305, 306. Zitate: Schreiben von Albert Mewes, Lehrer aus Finsterwalde, vom 1. 6. 1926 (Abschrift); BA, R 32, 304, Bl. 14f.; Denkschrift Höltermann und Anschreiben an Redslob vom 8. 6. 1926: ebd., 304a, Bl. 107 – 118. Das Bemühen um eine „Einheitsflagge“ ging auf eine Erklärung des Reichspräsidenten v. Hindenburg nach den erbitterten Reichstagsdebatten vom 11. und 12. Mai 1926 zurück, sich um die Schaffung einer solchen Flagge bemühen zu wollen. Vgl. Hattenhauer (wie Anm. 22), S. 34. Der Reichskunstwart als die zuständige Behörde sammelte eingehende Entwürfe und vertrat einen eigenen. Vgl. organisationsgeschichtlich: Laube, Gisbert: Der Reichskunstwart. Geschichte einer Kulturbehörde 1919 – 1933. Frankfurt/M. 1997; Heffen, Anne-gret: Der Reichskunstwart-Kunstpoltik in den Jahren 1920 – 1933. Zu den Bemühungen um eine offizielle Reichskunstpoltik in der Weimarer Republik. Essen 1986.



politischen Gewalt bereits in den frühen zwanziger Jahren gewesen.<sup>30</sup> Der Kompromiß des Verfassungswerkes vermochte es somit nicht, die Spannungen zwischen den differierenden Symbolwelten abzuschwächen oder gar stillzustellen. Die dilatorische Regelung der Flaggenfrage sorgte ganz im Gegenteil dafür, daß die bereits im Kaiserreich ausgeformten symbolischen Konflikte in der politischen Kultur der Weimarer Republik institutionell auf Dauer gestellt wurden und ungehindert eskalieren konnten.

Die entscheidende Entgegensetzung von Monarchie und Republik sowie die permanente rhetorische Kritik der ‚nationalen‘ Positionen durch Einert läßt ferner eine partielle Neubewertung von zwei in der Forschungsliteratur hervorgehobenen ideologischen Eigenheiten des Reichsbanners zu. Als dessen wesentliches Kennzeichen wird zum einen ein stark betonter, großdeutsch-demokratischer Nationalismus angesehen, der in einem Gegensatz etwa zu den bei der Mehrheit der SPD-Mitglieder und Funktionäre verbreiteten Positionen gestanden habe.<sup>31</sup> Mit betont nationalen Positionen versuchten die Mitglieder der Reichsbannerführung in der Tat wiederholt, breite Schichten der Bevölkerung auch über die sozialdemokratische Linke hinaus anzusprechen. Wenig plausibel ist allerdings die Annahme, daß damit auch die Mitglieder des Verbandes selbst durch solche Einstellungen erfaßt oder geprägt wurden. Gerade insofern sie zugleich frühere Soldaten des Weltkriegsheeres waren, mußten sie wie Fritz Einert tagtäglich die alleinige rhetorische Inanspruchnahme der ‚Nation‘ und des nationalen Gedankens durch die Veteranenverbände der politischen Rechten erleben. Einerts wiederholte Argumentation gegen diese identifikatorische Behauptung lief im Kern darauf hinaus, das in bürgerlichen und rechtsgerichteten Kreisen bestehende Engagement für die nationale Sache mit dem Verweis auf dessen Motivation durch materielle und soziale Interessen zu entmystifizieren und damit seines idealistischen Pathos zu entkleiden. Damit folgte Einert einer Argumentationsfigur, mit der im Reichsbanner generell die auf den Weltkrieg bezogenen nationalistischen Mythologisierungen wie der ‚Dolchstoß‘, das ‚Opfer von Langemarck‘ usw. kritisiert wurden. Alle diese Legendenbildungen wurden jeweils auf ihren Realitätsgehalt hin überprüft, wobei man feststellte, daß es die ‚Frontkameradschaft‘ zwischen Soldaten und Offizieren oder den Gesang des Deutschlandliedes bei Langemarck gar nicht gegeben habe. Diese Argumentation mochte im einzelnen, zumal wenn sich die Reichsbannermitglieder wie Einert auf ihre Augenzeugenschaft berufen konnten, subjektiv und objektiv jeweils durchaus zutreffend sein. Mit der Kontrastierung von ‚Wahrheit‘ und ‚Falschheit‘ als wesentlichem Kriterium durch das Reichsbanner wurde die für politische Mythen entscheidende Problematik ihrer besonderen symbolischen Überzeugungskraft und Wirksamkeit allerdings verfehlt.<sup>32</sup>

<sup>30</sup> Vgl. am Beispiel der preußischen Provinz Sachsen: Schumann, Dirk: Bürgerkrieg in Deutschland? Politische Gewalt in der Weimarer Republik 1918 – 1933. Habil. Bielefeld 1998 (Ms.), S. 182 – 216.

<sup>31</sup> Vgl. Rohe (wie Anm. 1), S. 227 – 240, 245 – 258; Winkler (wie Anm. 26), S. 382f.

<sup>32</sup> Vgl. dazu ausführlich meinen in Anm. 12 zitierten Aufsatz. Zum Problem der Instrumentalisierbar-

Der Text von Einert läßt ferner erkennen, daß die Vorstellung einer klassenübergreifenden ‚Volksgemeinschaft‘ für ihn nicht zu den ‚Reichsbanner-Ideen‘ gehört hat. Für Einert korrespondierte die politische Spaltung der Weimarer Gesellschaft vielmehr mit der Entgegensetzung sozialer Klassen und Gruppen. Für die besitzenden Klassen charakteristisch war dabei nach Einerts Auffassung, daß sie anders als die aus dem ‚Volk‘ stammenden Mitglieder des Reichsbanners weiter an der Verherrlichung des Krieges und des ‚Heldentodes‘ interessiert waren. Demgegenüber ist in der Forschung bislang die besonders intensive Verwendung und Akzeptanz des Ideals der ‚Volksgemeinschaft‘ in den Reihen des Reichsbanners hervorgehoben worden, auch wenn etwa Gunther Mai einschränkend betont hat, daß die Unterscheidung von „Massenbewußtsein“ und „Propaganda“ hier wie anderswo „quellenmäßig schwer zu belegen“ sei.<sup>33</sup> Der Text von Einert und andere interne Zeugnisse des Reichsbanners stützen dagegen die gegenläufige Vermutung, daß unter den sozialistischen Mitgliedern des Reichsbanners die Propagierung der Volksgemeinschaftsidee eher auf Ablehnung stieß.<sup>34</sup>

Abschließend sei auf einen besonderen methodischen Gewinn hingewiesen, den der Text von Einert für die historische Forschung bieten kann. Die in den letzten Jahren mit steigender Intensität betriebene Erforschung der Mentalitäts- und Erfahrungsgeschichte der deutschen Soldaten in den beiden Weltkriegen hat in großem

keit des ‚Augenzeugen‘ in der Darstellung des Ersten Weltkrieges vgl. jetzt grundlegend Ulrich, Bernd: Die Augenzeugen. Deutsche Feldpostbriefe in Krieg und Nachkriegszeit 1914 – 1933. Essen 1997.

<sup>33</sup> Vgl. Rohe (wie Anm. 1), S. 245 – 258; Mai, Gunther: Arbeiterschaft und „Volksgemeinschaft“. – In: Staat, Gesellschaft, Wissenschaft. Beiträge zur modernen hessischen Geschichte. Hrsg. von Winfried Speitkamp. Marburg 1994, S. 211 – 226, hier S. 214f. (Zitat). Gunther Mai hat in mehreren Arbeiten versucht, die Akzeptanz der Volksgemeinschaftsidee gerade in der Arbeiterschaft vor und nach 1933 zu verfolgen. Vgl. ders.: „Verteidigungskrieg“ und „Volksgemeinschaft“. Staatliche Selbstbehauptung, nationale Solidarität und soziale Befreiung in Deutschland in der Zeit des Ersten Weltkrieges. – In: Der Erste Weltkrieg. Wirkung-Wahrnehmung-Analyse. hrsg. von Wolfgang Michalka. München, Zürich 1994, S. 583 – 602; ders.: Arbeiterschaft zwischen Sozialismus, Nationalismus und Nationalsozialismus. Wider gängige Stereotype. – In: Die Schatten der Vergangenheit. Impulse zur Historisierung des Nationalsozialismus. Hrsg. von Uwe Backes/Eckhard Jesse/Rainer Zitelmann. Frankfurt a. M., Berlin 1990, S. 195 – 217. Vgl. auch Thamer, Hans-Ulrich: Volksgemeinschaft: Mensch und Masse. – In: Erfindung des Menschen. Schöpfungsträume und Körperbilder 1500 – 2000. hrsg. von Richard van Dülmen. Wien, Köln, Weimar 1998, S. 367 – 386. Gegenüber diesen ganz überwiegend auf programmatischen Äußerungen beruhenden Darstellungen ist der genannte Quellenvorbehalt geltend zu machen, der erst durch dringend erforderliche sozial- und mentalitätsgeschichtliche Analysen zur sozialen Praxis der Volksgemeinschaftsidee in der deutschen Gesellschaft behoben werden kann.

<sup>34</sup> Vgl. dazu insbesondere die Auseinandersetzung zwischen dem Führer des Vortrupps (in dem 14 – 17jährige Jungen organisiert waren) im Gau Berlin-Brandenburg, Hubertus Prinz zu Löwenstein, und dem Vortruppführer sowie dem Reichsbanner-Ortsverein Prenzlauer Berg in Berlin. Mit Unterstützung des Ortsvereins und der Eltern der Jugendlichen wehrte sich der Vortruppführer Gerhard Alt zu Beginn des Jahres 1933 gegen die Führerallüren und die Volksgemeinschaftsideen Löwensteins und drängte diesen damit letztlich aus seinem Amt. Neben dem Vorwurf, Löwenstein wolle die proletarischen Jugendlichen systematisch ‚verbürgerlichen‘, spielte dabei „in einer Zeit des stärksten Klassenkampfes“ die Ablehnung der Idee „einer alle Schichten umspannenden ‚Volksgemeinschaft‘“ eine zentrale Rolle. Vgl. Gerhard Alt 9.2.1933 an Löwenstein, und andere Materialien in: BA, SAPMO, Ry 12/II 113, Nr. 8, Bl. 16f., passim; zur Organisation des ‚Vortrupps‘ vgl. ebd., Ry 12/II 113, Nr. 7.



Umfang auf Feldpostbriefe zurückgegriffen. Sie basiert damit auf einer Quellengattung, die bei entsprechender methodischer Reflexion und der Berücksichtigung von spezifischen Problemen der Quellenkritik (vor allem der äußeren, militärischen und der ‚inneren‘, in der jeweiligen Kommunikationsstruktur angelegten Zensur) tiefe und differenzierte Einblicke in das Selbstverständnis und die Deutungsmuster von Menschen aus Bevölkerungsschichten vermittelt, die sonst nur selten schriftliche Selbstzeugnisse verfaßt haben. Die Tatsache, daß Einert selbst seinem Manuskript Auszüge aus seinen Feldpostbriefen beigelegt hat, ist ein Hinweis darauf, daß er sich dieses hohen Aussagewertes der Briefe, der bereits von den Zeitgenossen kontrovers diskutiert wurde, sehr wohl bewußt gewesen ist. Zugleich hat er seine Briefe wohl als Mittel zur Auffrischung der persönlichen Erinnerung und zur Selbstverständigung über seine individuelle Bewertung der eigenen Kriegserfahrung benutzt, nachdem er mit den „Reichsbanner-Ideen“ in Berührung gekommen war. Die neueren kulturgeschichtlichen Forschungen über die ‚totalen‘ Kriege dieses Jahrhunderts sind gerade mit der Verwendung von Feldpostbriefen inhaltlich und methodisch wegweisend für eine moderne Mentalitätsgeschichte der unterbürgerlichen Schichten im 20. Jahrhundert geworden.<sup>35</sup>

Methodische Probleme wirft dabei allerdings die Erweiterung der Perspektive über das Kriegsende hinaus auf, die nach den erfahrungsgeschichtlichen Folgen und Verarbeitungsmustern gerade der soldatischen Kriegserlebnisse fragt. Denn für die Zeit nach dem November 1918, als die durch die kriegsbedingte Trennung der Familien erzwungene briefliche Kommunikation abbrach, stehen biographische Selbstzeugnisse in der Regel nicht mehr zur Verfügung. Die individuellen und kollektiven Muster der Kriegsverarbeitung lassen sich für die Folgezeit demnach in der Regel methodisch nur noch indirekt, bei den Soldaten insbesondere über das Organisationsgefüge und das Selbstbild der verschiedenen Veteranenverbände fassen. Auch wenn damit Fragestellungen verfolgt werden, die über ältere organisationsgeschichtliche Studien zu diesen Verbänden erkennbar hinausweisen, bleibt dieser Wechsel des historiographischen Zugangs problematisch, insofern sich die Rezeption der von den Soldatenverbänden angebotenen Weltbilder kaum eindeutig nachzeichnen läßt. Der Text von Einert, in dem sich die Perspektiven seiner aktuellen Deutungen während des Krieges und die seiner späteren Bewertung, aber auch seine eigene Sicht auf das Reichsbanner und die offiziöse Ideologie des Verbandes miteinander verschränken, macht diese methodische Problematik zumindest punktuell kontrollierbar.

Der in der Regel bei der Überschreitung der zeitlichen Schwelle des Kriegsendes erforderliche Übergang von Briefen und anderen Selbstzeugnissen zu herkömm-

<sup>35</sup> Als guten Überblick über die neuere Forschung vgl. Kriegserfahrungen (wie Anm. 23); zu den methodischen Problemen der Verwendung von Feldpostbriefen jetzt v.a.: Latzel, Klaus: Vom Kriegserlebnis zur Kriegserfahrung. Theoretische und methodische Überlegungen zur erfahrungsgeschichtlichen Untersuchung von Feldpostbriefen. – In: Militärgeschichtliche Mitteilungen 56 (1997) S. 1 – 29. Ulrich (wie Anm. 32), passim.

lichen, publizierten Quellentypen wie etwa der Presse sollte m.E. allerdings nicht dahin mißverstanden werden, als ob es sich dabei zugleich methodisch um einen Wechsel von ‚privaten‘ Ansichten zu ‚öffentlichen‘ bzw. ‚politischen‘ Kundgebungen handeln würde. Es gehört vielmehr zu den Charakteristika des öffentlichen Diskurses über den Sinn und das Erleben des Ersten Weltkrieges in Deutschland, daß in ihm sogenannte ‚private‘ Zeugnisse mit ebensolchen Mitteilungen über individuelle Befindlichkeiten zu einem zentralen, in vielerlei Hinsicht politisch brisanten Medium der öffentlichen Bearbeitung der Kriegserfahrung wurden. Dies trifft insbesondere für die Feldpostbriefe zu, die in Gestalt patriotischer Stimmungsbilder von der Front zu einem positiven, in Gestalt der ‚Jammerbriefe‘ von Kriegerfrauen zu einem weithin unerwünschten, in beiden Fällen jedoch zu einem veröffentlichten und öffentlich diskutierten Bestandteil der kollektiven Selbstverständigung über den Krieg wurden. Gerade der ‚private‘ Aspekt der Briefe wurde in dem Maße politisch, in dem mit der Totalisierung der Kriegsführung auch die Geschlossenheit der Volksstimmung zu einer wichtigen Ressource avancierte.<sup>36</sup> Beim 1926 erreichten Stand der öffentlichen Verständigung über Sinn und Charakter des ‚Fronterlebnisses‘ wären bereits die im Anhang zu seinem Manuskript dokumentierten Briefe Einerts als politische Äußerung verstanden worden. Dies war vielleicht, neben der Furcht vor direkten Konsequenzen durch seinen Arbeitgeber, mit ein Grund für den Wunsch Einerts, sie zu diesem Zeitpunkt nicht zu veröffentlichen.

Das maschinenschriftliche Manuskript von Fritz Einert und sein Schreiben an Ludwig Bergsträsser werden hier vollständig dokumentiert.<sup>37</sup> Offenkundige Schreib- bzw. Tippfehler wurden stillschweigend korrigiert, die Zeichensetzung modernisiert sowie die Schreibung von Umlauten und Zahlen den heutigen Gepflogenheiten angepaßt. Die zeitgenössische Schreibung von Wörtern (Kompagnie statt Kompanie) und einige Eigentümlichkeiten der Schreibweise von Fritz Einert blieben jedoch erhalten. Ergänzungen des Bearbeiters insbesondere bei Abkürzungen stehen in [eckigen Klammern].

<sup>36</sup> Vgl. zu diesen Zusammenhängen die zahlreichen Beispiele bei Ulrich (wie Anm. 32), z. B. S. 35, 61, 135ff., 156ff., 234, 257. Für die Problematisierung des herkömmlichen Verständnisses der Kategorien ‚privat‘ und ‚öffentlich‘ hat insbesondere die Geschlechtergeschichte wichtige Anregungen geliefert; vgl. Hausen, Karin: Öffentlichkeit und Privatheit. Gesellschaftspolitische Konstruktionen und die Geschichte der Geschlechterbeziehungen. – In: Frauengeschichte, Geschlechtergeschichte. Hrsg. von Karin Hausen u. Heide Wunder. Frankfurt a. M. 1992, S. 81 – 88; speziell für den Weltkrieg: Hämerle, Christa: „... wirf ihnen alles hin und schau, daß du fort kommst.“ Die Feldpost eines Paares in der Geschlechter(un)ordnung des Ersten Weltkrieges. – In: Historische Anthropologie 6 (1998) S. 431 – 458.

<sup>37</sup> Fundort: BA Berlin, Sachthematische Sammlung (92), Nr. 275.

Fritz Einert  
Schmalkalden i. Thür.  
Reiherstor 11

Schmalkalden i. Thür., 1. April 1926

Sehr geehrter Herr,

Mit Interesse las ich Ihren Artikel in der am 31. März erschienenen Ausgabe der Vossischen Zeitung, und freut es mich an Ihrer Aufgabe etwas mithelfen zu können, indem ich Ihnen etwas aus meinen Erlebnissen zur Verfügung stelle.

Vor einiger Zeit habe ich mich einmal der Mühe unterzogen und meine Feldpostbriefe durchgelesen, die Briefe sind sämtlich gut erhalten. Ich habe daraufhin die besonders kritischen Stellen aus meinen Briefen herausgeschrieben und dieselben in chronologischer Reihenfolge zusammengefaßt.

Da ich Mitglied des Reichsbanners bin, habe ich mit meinen Gedanken und Erfahrungen die Reichsbanner-Ideen verknüpft. Nach den vielen Jahren nach dem Kriege kann man sich natürlich nicht mehr auf das alles entsinnen, was man in vier Jahren erlebt hat, ich habe nur Einzelheiten zu Grunde gelegt, auf die ich mich noch sehr genau besinnen kann. Meine Gedanken habe ich schriftlich niedergelegt und sende Ihnen anbei ein Exemplar dieses Schriftstückes zu. Wenn auch die von mir gemachten Gegenüberstellungen zwischen Reichsbanner und den rechtsgerichteten Verbänden für Sie für den vorliegenden Zweck nicht in Frage kommen können, so ist es doch möglich, daß der eine oder andere in meinen Erzählungen enthaltene Gedanke von Ihnen verwertet werden kann. Ein Tagebuch habe ich nicht geführt, denn die Lust dazu ist mir schon in den ersten Tagen vergangen. Ich bemerke, daß die Feldpostbriefe in Original bei mir zur Verfügung stehen, meine Zeilen am Schlusse dieses Schriftstückes stellen die wörtliche Wiedergabe der betr.[effenden] Stellen dar.

Ich wurde als junger Mensch von 21 Jahren eingezogen, war politisch überhaupt nicht eingestellt, denn darum habe ich mich vor dem Kriege und während des Krieges nie gekümmert. Ich rückte im März 1915 ins Feld und machte den Feldzug bis zum Schluß beim akt.[iven] Inf.[anterie] Reg.[iment] 71 mit.<sup>38</sup> Ich erhielt das Eiserne Kreuz 2. Kl.[asse] und die Schwarzb.[urger] Kriegsmedaille und wurde als Unteroffizier entlassen.

Die ganze Angelegenheit ist eine vollständige Privatsache von mir und hat mit der Öffentlichkeit gar nichts zu tun, da ich letzteres auch nicht wünsche.

Aus diesem Grunde bitte ich Sie auch um vollständige Diskretion, denn ich bin Angestellter in einem Fabrik-Unternehmen und natürlich wirtschaftlich abhängig. Leider ist es auch heute so, daß wir trotz Republik noch keine freien Männer

<sup>38</sup> Vgl. als Überblick über die Geschichte des Regiments, das 1915 an der Ostfront in Rußland, Serbien und Mazedonien, ab dem Frühjahr 1916 dann in Frankreich eingesetzt war: Schönig, Arthur: Unser Regiment im Weltkrieg. Kriegsgeschichte des 3. thüringischen Infanterie-Regiments Nr. 71. Erfurt 1925.

sind. Der ehemalige Feldgraue, der einst so verherrlicht wurde, ist heute wieder der Untertan des wirtschaftlich Stärkeren. Niemand fragt danach, was der ehemalige Frontkämpfer einst geleistet hat, er ist heute wieder Ausbeutungs-Objekt wie im Kriege auch.

Ich bitte Sie, das Schriftstück nach Möglichkeit nach dem Gebrauch wieder an mich zurückzusenden und höre gleichzeitig gerne einmal von Ihnen, ob Ihnen meine Unterlagen von Interesse gewesen sind.

Meine Feldpostbriefe, soweit ich sie hier habe, datieren bis zum April 1918. Die späteren Briefe bis zum Schluß sind leider verlegt. Ich bemühe mich aber diese Briefe auch noch zu finden.

Ich begrüße Sie und zeichne  
mit vorzüglicher Hochachtung  
Fritz Einert

Gedanken eines Reichsbannermannes auf  
Grund von Erlebnissen und Erfahrungen.  
von Fritz Einert, Schmalkalden,  
Mitglied des Reichsbanners.

Der eigentliche Zweck des vor dem Kriege bestandenen Militär-Systems sollte wohl der sein, der Verteidigung des Vaterlandes zu dienen. Wieso kann aber ein Angriff eines Landes auf ein anderes Land erfolgen und was sind die Ursachen dazu? In dieser Beziehung ist mir schon verschiedentlich gesagt worden, daß, wenn ich angefallen werde, ich mich doch wehren müsse. Meine Erfahrungen im Kriege haben mich<sup>39</sup> aber gelehrt, daß das arbeitende Volk, also Arbeiter, Angestellte und Beamte, und diese stellen doch wohl den übergrößten Teil eines Volkes dar, gar nicht daran denken, gegeneinander anzufallen und etwas wegzunehmen, wie aus Unterredungen mit den Zivilisten früherer feindlicher Länder klar und deutlich hervorging. Bei solchen Unterredungen sagten uns die Bewohner in Frankreich immer, warum wir eigentlich Krieg zusammen führen, wir seien doch gut zusammen und hätten keine Feindschaft, aber erwähnten sie immer „capitalis[me]“, sie schoben also die Schuld dem Kapital zu, also der kapitalistischen Gesellschaft, und in der Tat stellt ein Krieg nur den Austrag kapitalistischer Interessen dar. Das Volk selbst, insbesondere die unteren Schichten des Volkes, stellen nur die Werkzeuge dar, die zur Austragung dieser Interessen benötigt werden. Um nun diese Werkzeuge gefügig zu machen, war es erforderlich, ein System zu schaffen, das an Härte und Unterdrückung gegenüber den niederen Graden des Heeres nichts zu wünschen übrig ließ. Die unteren Schichten des Volkes im Ausland können ja gar kein Interesse daran haben, uns zu überfallen und zu bestehlen, denn sie wissen ganz genau, daß wir als arbeitendes Volk nichts zum Wegnehmen haben. Wenn nun behauptet wird, daß man sich un-

<sup>39</sup> Im Original: mir.

ter allen Umständen den Platz an der Sonne bewahren müsse, so bin ich der Meinung, daß bei gerechter Verteilung die Erzeugnisse der Welt ausreichen, um die Ernährung der Erdbewohner sicher zu stellen. Wirtschaftliche Gründe können also die Ursache eines Krieges nicht sein, vielmehr ist meine Ansicht dahingehend vorherrschend, daß nur die ehrgeizigen Triebe der früheren Herrscher und der hohen Militärs die Urheber von Feindseligkeiten sind, denn sie halten es für eine große Ehre, als Helden gefeiert zu werden und auch als solche in der Geschichte zu erscheinen, wenn sie auch an der Ausübung der eigentlichen Taten nicht beteiligt gewesen sind. Nicht zuletzt hat natürlich die Groß-Industrie ein Interesse am Kriege, um die Kriegsgewinne einzuheimsen, und gebärden sich ja heute diese Herren Kriegsgewinnler als die nationalsten Männer der Welt, obwohl sie in Wirklichkeit Volk und Vaterland nur bestohlen und betrogen haben. Wie weit die nationale Tat geht, beweisen schon die vor dem Kriege erfolgten Lieferungen von Kriegsmaterial nach dem Ausland, also auch an unsere ehemaligen Feinde. Mit den von Deutschen gelieferten Geschützen wurden deutsche Soldaten im Weltkriege erschossen. Obwohl die Gefahr eines Krieges schon lange vor dem Weltkrieg vorhanden war, denn ich kann mich noch entsinnen, daß uns schon in der Schule Vorträge vom Lehrer über den kommenden Weltkrieg gehalten wurden, lieferten die deutschen Heereslieferanten unentwegt Kriegsmaterial nach dem Ausland und insbesondere auch an solche Länder, von denen sie wußten, daß sie im Falle einer kriegerischen Verwicklung unsere Gegner sein würden. Vor längerer Zeit las ich einmal einen Artikel in der Zeitung, in welchem ein solcher Heereslieferant die hohe Beehrung schildert, die ihm zuteil geworden war, als er vor dem Kriege nach Paris gekommen war, um Patente in Munition und Waffen an die Franzosen zu verkaufen, obwohl der Franzose als unser Erbfeind bezeichnet wurde. Ich selbst entsinne mich eines Erlebnisses im Kriege und zwar in Serbien, als wir einige Dörfer gestürmt hatten und an ein Geschütz, das die Serben verlassen hatten, herankamen. Dieses Geschütz trug das Firmenschild der Firma Krupp, Essen, und hatte einer ganzen Anzahl Kameraden den Tod und schwere Verwundungen beigebracht. Wenn man „national“ hätte sein wollen, so hätte jede Lieferung von Kriegsgerät nach dem Ausland unterbleiben müssen. Die Arbeiterschaft, welche ihren Verdienst durch Herstellung von Kriegsgerät hatte, hätte anderweitig beschäftigt werden können und zwar in der Herstellung von Material des täglichen Bedarfs der Bevölkerung. Heute aber bezeichnen sich die ehemaligen Lieferanten von Mordwaffen gegen uns [als] ganz bedeutend „national“ als die Frontsoldaten, welchen die Knochen kaputt geschossen worden sind.

Der Eintritt zum Militär war für den einfachen Mann der Anfang einer Knebelungs- und Unterdrückungs-Zeit. Schon mit Grauen stellte sich der Beordnete dem ihm zugewiesenen Truppenteil, denn nun nahmen die Leiden ihren Anfang. Die Vorgesetzten nahmen sich das Recht, einen Menschen bis zur Grausamkeit, wie ein Stück Vieh, zu knechten. Zu dieser Behandlung hatten sie die volle Berechtigung durch das preußische Militärsystem, natürlich gerieten unter diese Zuchtrute nur die Söhne des arbeitenden Volkes. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend hatten die Herrn Unteroffiziere, Feldwebel, Offiziere und dergl.[eichen] das Vergnü-

gen, die Soldaten zu schinden und zu hetzen. Wenn es dem Herrn Komp.[anie] Feldwebel vor dem Antreten der Kompagnie, bevor der Kompagnieführer kam, Spaß machte, den Soldaten-Pöbel erst einmal umherzujagen, daß jedem die Freude verging, so war nichts dagegen zu machen. Ein Unteroffizier ließ uns einmal auf einem Exerzierplatz, dessen lehmiger Boden durch einen Regen aufgeweicht und mit Pfützen angefüllt war, den ganzen Platz entlang kriechen, so daß wir nach Beendigung der Kur nicht mehr einem Menschen ähnlich waren, sondern mit dem Gewehr einen großen Lehmklumpen darstellten. Wir mußten uns mit dem Gewehr unter den Brunnen stellen, um wieder menschenähnlich zu werden. Wenn ein Unteroffizier oder Feldwebel oder auch ein Offizier sich von dem Kompagnie-Führer erbat, eine Truppe noch etwas zu exerzieren, so wurde ihm das gewährt, und wir waren der Willkür dieses Herrn ausgesetzt. Z. B. kann ich mich noch eines Falles entsinnen, als wir auf dem Weg von Serbien nach Mazedonien waren. Nachdem wir bereits zwei Stunden exerziert hatten, erbat sich ein junger Leutnant von 18 Jahren einen Zug zum Weiter-Exerzieren. Dies wurde ihm gewährt, und wir konnten unter dem Befehl dieses Jüngelchen noch eine halbe Stunde Hinlegen, Kriechen und Marsch, Marsch machen, was bei uns natürlich kolossal zur Hebung des vaterländischen Geistes beitrug. Über die fortgesetzten Schindereien solcher Peiniger könnten ja sicher Bücher geschrieben werden. Besonders kann ich mich eines Feldwebels erinnern, welcher ganz hervorragende Eigenschaften in dieser Beziehung besaß und dieserhalb schon aus Friedenszeiten bekannt war. Mit einem Dankgebet begaben wir uns in die Quartiere, wenn die Gewalt dieses Tyrannen geendet hatte. Dieser Herr war aber nicht an der Front, sondern zumeist kommandiert. Wie es aber mit seinem Heldengeist aussah, wenn er wirklich einmal an der Front war, beweist ein Erlebnis mit ihm in Rußland, als er bei einem Patrouillen-Unternehmen der Russen sich feige verkroch und [um]sein Leben vor einer niedergehenden Leuchtkugel fürchtete.

Wie überhaupt den Schützengraben-Kämpfern nach der Ablösung Ruhe zuteil wurde, wissen wir [aus] unseren Erlebnissen. Wir hatten noch nicht einmal den todmüden Körper ausgeruht, als schon wieder Befehle zum Exerzieren, Übungen und Appelle eintrafen, so daß wir keinen sehnlicheren Wunsch hatten, als wieder in den Schützengraben zu kommen. Nun wird die Behauptung auftauchen, daß diese Unteroffiziere, Feldw.[ebel] etc. aus dem niederen Volke stammten, dies stimmt, ja die meisten waren sogar der Ausschluß der Menschheit, denn wenn sie sich durch ein friedliches Handwerk nicht ernähren konnten, sattelten sie um und gingen zum Militär, wo sie dann sogar noch den Erzieher anderer, besser gesitteter Menschen spielen konnten. Ich würde mich dafür bedanken, wenn mein Junge solchen Erziehern in die Hände fiel.<sup>40</sup> Betrachten wir uns aber einmal, in welchem Lager diese Hunnen heute stehen, so werden wir feststellen, daß der größte Teil sich in rechts gerichteten Verbänden befindet, um den Tag zu erwarten, daß wieder ein Heer aufersteht und sie ihr Nichtstuerleben wieder anfangen und ihre Erziehungs-Methoden wieder

<sup>40</sup> Der 1923 geborene erste Sohn von Fritz Einert.

anwenden können. Wenn in Friedenszeiten ein solcher Held auf Urlaub kam, so war es nicht anders, als ob der Herrgott da war. Wehe, wer diesen Schindern nicht die vorschriftsmäßige Ehrenbezeugung zollte, traten solche Herren in eine Gastwirtsstube ein, in der sich Soldaten niederen Grades aufhielten, so mußte alles aufspringen und stramme Haltung einnehmen, wehe, wer es nicht tat. Natürlich galten bei allen Anwesenden diese Herren Unteroffiziere ganz bedeutend mehr als der einfache Soldat, wengleich der letztere den erstgenannten in Geist und Kultur oftmals weit überragte. Die Herren Offiziere unterstützten dieses System, ja, sie fühlten sich sogar als die Höchsten der Welt. Was war ein Musketier gegen einen Offizier-[Dreck]<sup>41</sup>. Als Offizier der deutschen Armee war es natürlich ein schönes Leben, alle Genüsse konnten sie sich zu Gemüte führen und kam dies ganz besonders im Kriege zum Ausdruck. Als die damaligen aktiven Offiziere merkten, daß der Krieg nicht in einigen Wochen erledigt war, verschwanden sie immer weiter zurück, und nach einem Jahr hat man wohl selten noch einen aktiven Offizier an der Front gesehen. In den letzten Jahren des Krieges waren es die Lehrer, welche die Kompanie-Führer in der Front stellen mußten und tatsächlich setzte sich das Frontheer in den letzten Jahren nur aus Lehrern als Führer, Arbeitern, Angestellten und kleinen Beamten als Mannschaften zusammen. Die höheren Militärs, höheren Beamten, Großagrarier, Klein-Industriellen bis zu den Groß-Industriellen befanden sich in der Etappe und in der Heimat, und gerade diese Herren sind es heute, die nicht „national“ genug sein können. In meinem Städtchen kenne ich viele solcher Helden, die bei jeder Kleinigkeit nicht schnell genug die schwarz-weiß-rote Fahne hochziehen können und sich als sogenannte „nationale“ Männer bezeichnen, obwohl sie in ihrem ganzen Leben noch keine vaterländische Tat begangen haben. Der langjährige Frontkämpfer, der dafür gesorgt hat, daß dem deutschen Volke die Leiden der Besetzung erspart geblieben sind und der auch dafür gesorgt hat, daß sich die Taschen dieser „nationalen“ Helden gefüllt haben, aber heute weiter nichts will als ein geordnetes und friedliches Leben zu führen, ist sofort ein vaterlandsloser Geselle, sobald er sich im Reichsbanner befindet. Wer aber von den Reichsbannerleuten nationaler ist als die Maulhelden der Rechtsverbände, das bedarf nur einer kurzen Überlegung eines vernünftigen Menschen. Ist der nationaler, welcher, obwohl er gesunde Knochen hatte, den Krieg in der Heimat oder Etappe verbracht hat, oder der Frontsoldat, der sich heute im Reichsbanner befindet, oder ist der nationaler, welcher sich auf Kosten des deutschen Vaterlandes und des deutschen Volkes bereichert hat oder der, welcher für 53 Pfg. pro Tag im Dienste des Vaterlandes stand, sich heute aber im Reichsbanner befindet. Ist der nationaler, welchem reichlichere Geldmittel zufließen oder der, welcher sich mit einem geringen Wochenlohn begnügen muß, aber im Reichsbanner ist. Ist der nationaler, welcher beim Ausbruch des Krieges gerade die Zuckertüte bekam, heute sich aber als nationaler Jungdomann<sup>42</sup> bewegt oder der arbeitende Mann, der jahrelang die Leiden des blutigen Krieges ertragen hat, heute aber

Mitglied des Reichsbanners ist. Mein Bruder, welcher ab 1913 aktiv diente, erzählte mir oftmals, damals war ich 20 Jahre alt, von den Leiden unter dem preußischen Militär-System, der Unterdrückung und der sklavenmäßigen Behandlung durch die Vorgesetzten. Der Geist von 1914 ist absolut nicht als ein solcher zu bezeichnen, der aus innerer Überzeugung entstanden ist. Dieser Geist ist vielmehr durch das damalige System planmäßig groß gezogen worden und war vielmehr ein Ausbruch der Erlösung von dem unterdrückenden Kasernengeist.<sup>43</sup> Jeder hoffte zu einem freien Leben zu kommen, ohne Rücksicht darauf, was kommen würde. Keiner hatte auch eine Ahnung davon, was überhaupt Krieg heißt. Daß die Gefallenen ihr Leben aus Überzeugung hergegeben haben, kann nicht behauptet werden, die Kämpfenden sind vielmehr in den Tod hineingetrieben worden und gezwungen worden, das, was kam, über sich ergehen zu lassen. Wenn ein Todeskandidat noch seinem Tod hätte entgehen können, hätte er es sicher getan, denn wir wissen aus dem Felde, daß, wenn der Tod in die Nähe kam, alle Rettungsmöglichkeiten noch versucht wurden, willenlos mußte sich aber jeder seinem Schicksal ergeben, denn von hinten wurde mit dem Tode des Erschießens gedroht, wenn ein gewöhnlich Sterblicher zurückging. So sind also die Gefallenen nicht aus Überzeugung für das Vaterland gestorben, sondern sie sind wie eine Herde in den Tod hineingetrieben worden.

In einer Versammlung äußerte einmal ein Herr von rechts, das der Geist wieder erweckt werden müßte, der die Gefallenen beseelt habe. Diesen Geist hat dieser Herr überhaupt nicht gekannt, den kennen wir als Frontsoldaten, die wir in Reih und Glied mit denen marschieren sind, welche ihr Leben gelassen haben. Kein Führer hat den Geist der Soldaten gekannt, derselbe blieb innerhalb der Truppe, denn es war alles sehr vorsichtig, daß die Äußerungen, die dieser Geist von sich gab, nicht zu Gehör von Offizieren kam, um keine Strafe zu gewärtigen. Auf dem Marsch, in dem Unterstande, im Quartier, im Graben fielen täglich und stündlich Flüche, nicht allein auf den Krieg, sondern vor allem auf das unterdrückende System, in dem man sich befand. Eine freie Meinungsäußerung war ausgeschlossen, außerdem stand alles, was wir nach Hause schrieben, unter der Zensur, und keiner durfte sich erlauben, etwas von den wahren Zuständen zu schreiben, denn um den Strafen, die darauf standen, zu entgehen, unterließ man es am besten überhaupt, etwas davon zu schreiben.<sup>44</sup> Wenn der angebliche Geist, der die Gefallenen beseelt haben soll, im

<sup>43</sup> Zur historiographischen Relativierung und Einordnung des „Geistes von 1914“ und der keineswegs umfassenden Kriegsbegeisterung der deutschen Bevölkerung vgl. grundlegend Verhey, Jeffrey T.: *The „Spirit of 1914“. The Myth of Enthusiasm and the Rhetoric of Unity in World War I Germany*. The „Spirit of 1914“. The Myth of Enthusiasm and the Rhetoric of Unity in World War I Germany. Diss. Univ. of California. Berkeley 1991 (erscheint Cambridge/Mass. 2000); ferner: Geinitz, Christian: *Kriegsfurcht und Kampfbereitschaft. Das Augusterlebnis in Freiburg. Eine Studie zum Kriegsbeginn 1914*. Essen 1998.

<sup>44</sup> Vgl. zu Funktionsweise und Wahrnehmung der Feldpostzensur: Ulrich, Bernd: *Feldpostbriefe im Ersten Weltkrieg – Bedeutung und Zensur*. – In: *Kriegsalltag. Die Rekonstruktion des Kriegsalltags als Aufgabe der historischen Forschung und der Friedenserziehung*, hrsg. von Peter Knoch. Stuttgart 1989, S. 40 – 83; Ziemann, Benjamin: *Feldpostbriefe und ihre Zensur in den zwei Weltkriegen*. – In: *Der Brief. Eine Kulturgeschichte der schriftlichen Kommunikation*. Hrsg. von Klaus Beyrer u. Hans-Christian Täubrich. Heidelberg 1996, S. 163 – 171.

<sup>41</sup> Das Wort „Dreck“ ist durch Einert gestrichen worden.  
<sup>42</sup> Jungdo war das Kürzel für den Jungdeutschen Orden.

Kriege einmal zur Auswirkung gekommen wäre, es wäre den Herrn, die heute den Gefallengeist verherrlichen, nicht gut bekommen.

Daß wir im Kriege die schwarz-weiß-rote Fahne, die ja wohl nur in den ersten Kämpfen, aber später nicht mehr zu sehen war, gehabt haben, dafür kann kein Mensch etwas, denn die Fahne ist nicht von der Armee erwählt worden, sondern sie ist ihr aufgezwungen worden. Die schwarz-weiß-rote Fahne hatte bei uns überhaupt keine Bedeutung und kein Mensch hat uns im Kriege gesagt, daß wir für Schwarz-weiß-rot kämpfen. Die Farben waren nun einmal da und waren für uns Soldaten ganz nebensächlich, niemand hat sich darum gekümmert, welches Symbol hinter Schwarz-weiß-rot steht und niemand kann sagen, daß wir aus Überzeugung für Schwarz-weiß-rot gekämpft hätten, zumal das Militär-System, das hinter diesen Farben stand, auf jedem Soldaten wie ein Alp lastete. Wäre in dem Krieg jedem Soldaten die Frage vorgelegt worden, ob er für die schwarz-weiß-rote Fürstenfahne, hinter der „Krieg“ stand, kämpfen oder ob er für die schwarz-rot-goldene Volksfahne, hinter der „Friede und Völkerversöhnung“ steht, kämpfen wolle, so weiß ich bestimmt, wie die Entscheidung ausgefallen wäre. Nun ereifern [sie, d. h. wohl: die rechtsgerichteten Kreise] sich ja bei der Einweihung von Denkmälern besonders der Gefallenen zu gedenken, wissen aber nicht, daß, wenn die Gefallenen noch lebten, [diese] wohl zum größten Teil gar nicht auf ihrer Seite ständen. Während meiner Zugehörigkeit im Felde zu einem aktiven Truppenteil vom März 1915 bis zum Schluß habe ich hunderte von Kameraden näher kennengelernt und ist ein ganzer Teil dieser Kameraden gefallen. Aus der Einstellung dieser Kameraden weiß ich ganz genau, daß sich dieselben, wenn sie noch lebten, sich nicht in rechtsgerichteten Verbänden befinden würden. Aber auch von den heute noch Lebenden weiß ich von vielen, daß sie sich unter dem schwarz-rot-goldenen Banner befinden, die wenigsten aber unter dem schwarz-weiß-rot. Wenn man in einem Städtchen wie dem meinen fast alle Mitglieder des Reichsbanners und des Jungdos persönlich kennt, so kann man sich leicht ein Bild machen. Jedenfalls weiß ich, daß in unserem Reichsbanner eine große Zahl von Frontkämpfern vorhanden ist, während man im Jungdo die einzelnen sehr suchen muß, ja, wenn hier und da einer vorhanden ist, ist es gewöhnlich ein Arbeiter, der sich verlaufen hat in dem Wahne, dort etwas für sich zu ergattern. Wenn ein rechtsgerichteter Abgeordneter im Reichstag kürzlich gesagt hat, im Reichsbanner seien keine Frontkämpfer, so dürfte sich dieser Herr gewaltig geirrt haben. Alle aus meiner Stadt und Umgebung, die mit mir im Felde waren, sind sämtlich Mitglieder des Reichsbanners. Ich kann mir nicht denken, daß Leute, die die Leiden des Krieges und die Unterdrückung durch den preußischen Militarismus kennen gelernt haben, sich wieder zu einem System sehnen, das, wenn es wieder in Kraft träte, sie von neuem zu Sklaven machen würde. Es gehen nur solche dorthin, welche lediglich Nutznießer des Systems auf Kosten des Volkes sein wollen. Die Haupttriebfedern der Rechtsorganisationen sind vor allen Dingen die ehemaligen Offiziere, besonders höheren Ranges, die hoffen, durch Schaffung eines stehenden Heeres wieder in ihre Positionen hinein zu gelangen und dann wieder den Allmächtigen zu spielen sowie ein schönes Leben auf Kosten anderer zu führen.

Betrachten wir uns einmal die anderen Kategorien, die sich in Rechtsverbänden befinden, so finden wir darin vor allen Dingen die Kriegs- und Nachkriegsgewinnler<sup>45</sup>, dann sind es sehr viele Geschäftsleute und diese nur deshalb, um sich die Kundschaft der rechtsgesinnten Genossen, die ja meistens kapitalkräftiger sind als die anderen, zu erwerben. Dann haben wir eine große Anzahl junger Menschen, die die höheren Schulen besuchen oder besucht haben, die glauben, bei Wiedereinführung des stehenden Heeres auf Grund des sogenannten „Einjährigen“ bald befördert [zu werden] und den „Leutnant“ zu spielen. Sie würden sich nicht schlecht umgucken, wenn sie das alte preußische Militär-System einmal einige Wochen an ihrem eigenen Leibe spürten. Dann haben wir eine nicht unbedeutende Kategorie, worunter sich auch Arbeiter befinden, welche aus wirtschaftlichem Druck zur Mitgliedschaft gezwungen werden. Es gibt sehr viele Unternehmungen, die bei der Einstellung und Beschäftigung solchen Leuten den Vorzug geben, welche Mitglieder eines Rechtsverbandes sind. So erleben wir es bei den Arbeitslosen, daß sie nach langem Suchen nach Arbeit zum letzten Mittel greifen und sich beim Jungdo, Stahlhelm etc. anmelden, um dadurch Arbeit zu bekommen, vielmals auch mit Erfolg. Von diesen Leuten kann man doch nicht behaupten, daß sie überzeugte Anhänger der nationalistischen Ideen sind. Sie werden sofort wieder zu einer anderen Organisation gehen, wenn ihnen dort etwas geboten wird. Vor einiger Zeit erzählte mir ein Stahlhelm-Mann, wie er Mitglied des Stahlhelms geworden ist. Da war in einem Betriebe ein Streik ausgebrochen, und bei Beendigung des Streiks wurden von den Fabrikherren nur solche wieder eingestellt, welche sich als Mitglied eines Rechtsverbandes ausweisen konnten. Um nicht zu hungern, blieb dem Betreffenden weiter nichts übrig, als Mitglied des Stahlhelms zu werden. Sie zählen natürlich zu den Monarchisten, ohne von den Ideen überzeugt zu sein. So kenne ich welche, die jetzt Mitglieder des Jungdos sind, vorher aber zu den Kommunisten gehörten. Ein so starker Gesinnungswechsel ist meiner Meinung nach unmöglich. Viele sind Mitglieder eines Rechtsverbandes, die lediglich darauf hinausgehen, für ihre Person etwas zu ergattern. Der größte Teil der Mitglieder der Rechtsverbände ist von einem Hochmuts-Dünkel befallen. Die Einbildung, mehr zu sein als andere, treibt sie in das Rechtslager. So werden viele Mitglieder des Jungdos etc. nur aus gesellschaftlichen Gründen, denn sind sie nicht im Besitz des Hakenkreuzes, so werden sie von den anderen geächtet und gelten nicht als volle Menschen. Kleine Handwerker etc. gedenken durch die Mitgliedschaft bei einem [der] Rechtsverbände eher Aufträge zu erhalten, andere glauben, daß, wenn sie etwas im Besitz haben, dies eher dadurch geschützt sei, wenn sie Hakenkreuzler sind. So könnte man noch mehr über die Zusammensetzung der Rechtsverbände anführen. Soviel steht fest, daß die meisten nicht die Überzeugung davon haben, was sich „national“ nennt.

<sup>45</sup> Zur sozialen und politischen Semantik der Begriffe „Kriegs-“ und „Inflationsgewinnler“ vgl. die wichtigen Überlegungen von Geyer, Martin H.: Verkehrte Welt. Revolution, Inflation und Moderne. München 1914 – 1924. Göttingen 1998, S. 243 – 248 (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft; 128).

Die sogenannten Krieger-Vereine sind in der gleichen Weise zusammengesetzt. Wenn man die örtlichen Verhältnisse und auch die einzelnen Mitglieder eines Krieger-Vereins kennt, so kann man sich ein Bild machen, welche „Krieger“ sich in einem solchen Verein befinden, wenigstens, was man „Frontkrieger“ nennen kann. Es gibt sogar Mitglieder beim Krieger-Verein, die noch nie einen Militärrock getragen haben. Und da behaupten die „Leipziger Neueste Nachrichten“, die Krieger des Kreiskriegertages in Leipzig hätten zu 99 % an der Front gestanden. Dies glauben sie doch selber nicht, übrigens kennen sie ja die Leute gar nicht.<sup>46</sup>

Wie ich schon einmal erwähnte, hatten im Kriege besonders die sogenannten Einjährigen den Vorzug sehr bald Offizier zu werden. Diese Einjährigen stammten natürlich zumeist aus der besitzenden Klasse, so daß also vor allem nur diese Klasse die Offizierslaufbahn erreichen konnte.<sup>47</sup> Vielmals war die Befähigung und Begabung dieser Einjährigen sehr mangelhaft, es dauerte aber nicht lange, und diese Jüngelchen spielten die Herren Offiziere. Besonders in den letzten zwei Jahren des Krieges kam dies drastisch zum Ausdruck. Ein alter gedienter Mann, der schon jahrelang an der Front stand, tüchtig war, aber aus der Arbeiterschaft stammte, konnte natürlich kein Offizier werden, und weiß ich einen Fall, daß ein tüchtiger Mensch zum Offizier eingereicht war, aber nicht befördert werden konnte, weil sein Vater Schlosser war. Ein anderer tüchtiger Mensch konnte nicht befördert werden, weil er „unehelich“ war. Sie entsprachen alle den Bestimmungen des Armeeverordnungsblattes nicht. Man wird wohl sehr selten einen aus dem arbeitenden Volke finden, der Offizier geworden ist, und wenn er noch so tüchtig war.<sup>48</sup> Alte Leute mußten sich von Schnötzeln im Alter von 18 bis 20 Jahren anschnauzen lassen.

Ein Herr Fähnrich kam eines Abends bei unserer Truppe an, hatte noch nichts vom Kriege gesehen, wurde aber am gleichen Abend schon in das Offiziers-Kasino geholt, speiste dort mit den Offizieren und fühlte sich schon als angehender Offizier. Dieser Herr bekam sofort 25 Mk. Löhnung die Dekade, während der Prolet, der schon jahrelang draußen im Drecke lag, 53 Pfg. pro Tag bekam. Man sollte überhaupt meinen, daß die nationale Tätigkeit bei allen gleich bewertet werden müßte. Wie vereinbart sich das, daß ein Hauptmann in der Etappe, [der] also weit vom Schuß war, mehrere 100 Mk. monatlich in die Tasche steckte, während der einfache Soldat an der Front, dessen Tätigkeit gegenüber dem Etappen-Offizier doch als bedeutend nationaler bezeichnet werden kann, nur 53 Pfg. pro Tag erhielt. Aus nationaler Gesinnung soll man doch eigentlich sein Nationalgefühl dem Staate

nicht teurer verkaufen als der allernationalste Mann, welcher an der Front kämpfte. Je höher aber der Rang und je weiter hinten, desto größer war auch der Sold, den sie sich vom Vaterland geben ließen. Heute sind es aber die nationalsten Männer der Welt. Die Herren Generäle urteilen heute über den sogenannten „Dolchstoß“ und haben von der Front gar nichts gesehen, können sich also gar nicht denken, wie es vorne zugegangen ist.

Ebenso war es mit der Verteilung der Orden. Der Musketier konnte lange laufen, bis seine nationale Tätigkeit gewürdigt wurde, dagegen bekamen die hohen und höchsten Offiziere, die weit vom Schuß waren, Orden, von den kleinsten bis zu den größten, für Tapferkeit vor dem Feinde. Sie taten doch weiter nichts, als daß sie ihre Arbeitskraft dem Vaterland zur Verfügung stellten, was doch einfaches Pflichtgefühl hätte sein müssen. Der Schützengrabenkämpfer, der die körperlichen und seelischen Qualen des Krieges ertragen mußte, bekam im Notfalle das E.K.2 [Eiserne Kreuz 2. Klasse], in ganz seltenen Fällen das E.K.1, der Herr General oder Oberst bekam aber den Pour le merite für besondere Tapferkeit vor dem Feinde<sup>49</sup>, [diese] haben aber keinen Feind gesehen, höchstens Gefangene. Heute prunken diese Herren mit ihren Klemmnerläden und sind die nationalsten Menschen, die es gibt. Ein kleiner Fürst, der der Chef unseres Regiments war, hat sein Regiment im Krieg nie besucht, aber seine Brust glänzt von Orden und Ehrenzeichen.

Nun wäre es verfehlt, alle Frontoffiziere mit den Etappen-Offizieren zu vergleichen. Die Kompanie-Führer, die mit an der Front standen, wußten in den meisten Fällen den einfachen Mann zu schätzen und zeigten auch Verständnis für die Lage der Truppe, und hat es wirklich auch Offiziere gegeben, die man heute noch ehrt und achtet. Leider gab es deren nicht viele und man kann ja beobachten, daß die ehemaligen Offiziere, die wirklich an der Front gewesen sind, von den Rechts-Ideen nicht eingenommen sind, viele befinden [sich] als Mitglieder im Reichsbanner. Die Befehle, die die Komp.[anie-] Führer ausführen mußten, kamen ja auch nur von hinten und mußten eben befolgt werden.

Die ungeheuren körperlichen Strapazen im Kriege, die seelischen Leiden, die systematische Unterdrückung von oben, die Tatsache, daß die Etappen-Offiziere ein Schlemmerleben führten und genügend Gelder zur Verfügung hatten und die Sorge um die Hunger leidenden Angehörigen zu Hause mußten es mit sich bringen, daß man innerlich zusammenbrach und jedem ein Sieg unsererseits oder andererseits gleichgültig wurde, die Hauptsache war nur, daß nun endlich Schluß wurde.

Bei Offensiven und an brenzlichen Ecken der Front gab es gewöhnlich „Offensiv-Verpflegung“. Da mußte der Schnaps herhalten, um die Leute aufzumuntern, denn es ist Tatsache, daß nicht wenige im Rausche in den Tod gegangen sind. Wenn ein Sturm bevorstand, gab es gewöhnlich überreichlich Essen, die Todeskandidaten sollten doch einmal gefrätzt werden, leider wurde da sehr viel Verpflegung ver-

<sup>46</sup> Die Kriegervereine bestanden in den zwanziger Jahren zu etwa zwei Dritteln aus Weltkriegsteilnehmern; vgl. Weichlein, Siegfried: Sozialmilieus und Politische Kultur in der Weimarer Republik. Lebenswelt, Vereinskultur, Politik in Hessen. Göttingen 1996, S. 209f.; Ziemann, Benjamin: Front und Heimat. Ländliche Kriegserfahrungen im südlichen Bayern 1914 – 1923. Essen 1997, S. 420.

<sup>47</sup> Vgl. zusammenfassend Mertens, Lothar: Das Privileg des Einjährig-Freiwilligen Militärdienstes im Kaiserreich und seine gesellschaftliche Bedeutung. – In: Militärgeschichtliche Mitteilungen 39 (1986) S. 59 – 66.

<sup>48</sup> Zu den Beförderungspraktiken vgl. WUA. 4. Reihe. Bd. 11/1: Gutachten Martin Hobohm, Soziale Heeresmißstände als Teilursache des deutschen Zusammenbruchs von 1918. Berlin 1929, S. 104 – 110.

<sup>49</sup> Der für militärische Verdienste ausgegebene Orden Pour le mérite war Offizieren vorbehalten und wurde im Ersten Weltkrieg insgesamt an 687 Personen verliehen; vgl. Fuhrmann, Horst: Pour Le Mérite. Über die Sichtbarmachung von Verdiensten. Sigmariningen 1992, S. 34, 39.



wüsten, da den Todeskandidaten der Hunger in solchen Zeiten verging. Waren wir aber in ruhigerer Zeit, so wurde viel spärlicher umgegangen, während es da nötiger gewesen wäre.

In Mazedonien hatte sich aus Hunger ein Kamerad, der später gefallen ist, vergangen und sich etwas Essen auf unrechtmäßige Weise herbeigeschafft. Er mußte dieses Vergehen damit büßen, daß er drei Tage hintereinander in glühender Hitze gefesselt an einem Rade der Feldküche zubringen mußte, schon war das Nationalgefühl wiederhergestellt.<sup>50</sup>

Die langen Leiden des Krieges brachten die Mannschaften zur Verzweiflung und oftmals wurde gesagt, daß wir im Hemd nach Hause laufen wollten, wenn es endlich Schluß wäre. Von Mitte 1918 an war es vorbei, alles war vollständig niedergeschlagen und jeder suchte nach dem langen Leidensweg möglichst noch sein Leben zu retten. Alle Truppen wurden fast nicht mehr abgelöst, die Artillerie wurde immer unheimlicher und die Fliegergeschwader kamen nur noch zu Hunderten. Die Deutschen kamen divisionsweise in Gefangenschaft. Der Ersatz, welcher kam, war vollständig entkräftet und schon halb kaputt geschossene Leute, zum Teil überhaupt nur halbe Menschen, die kaum einige Kilometer laufen konnten. Die Amerikaner gingen in Gruppen-Kolonnen ins Gefecht. Es mußte also das Ende kommen, sollten wir nicht vollständig zusammenbrechen. Schon vor dem Waffenstillstand war alles in vollem Tempo nach rückwärts, manchmal sechs Kolonnen nebeneinander, ein Halt gabs nicht mehr. Der Waffenstillstand war die Stunde der Befreiung aus dem Joche der ungeheuren Leiden und Entbehrungen, aber auch aus dem Joche des preußischen Militarismus. Wenn jemand behauptet, wir hätten damals noch weiter kämpfen können, der beweist, daß er rein gar nichts von der Front gesehen hat. Wäre der Waffenstillstand nicht gekommen, und das wußte die Oberste Heeresleitung ganz genau, wären wir bis über den Rhein getrieben worden und die Entente hätte unser schönes Rheinland in einen Trümmerhaufen verwandelt, damit wir die Leiden des besetzten Gebietes hätten kennen lernen, denn was die Bevölkerung des besetzten Gebietes der feindlichen Länder haben ertragen müssen, wissen die, die zu Hause waren, nicht. Ein Vergnügen wäre es für die Entente gewesen, wenn sie durch das Brandenburger Tor in Berlin hätten einziehen können.

Von Flugblättern oder sonstigen Unternehmungen aus Deutschland, die die Soldaten hätten beeinflussen sollen, habe ich nie etwas gemerkt und auch meine anderen Kameraden nicht. Solcher Machenschaften hätte es gar nicht bedurft, denn wir waren sowieso am Ende.

<sup>50</sup> Gemäß der Disziplinarstrafordnung des Heeres konnte beim Fehlen eines geeigneten Arrestlokales im Kriege der strenge Arrest durch das tägliche zweistündige Anbinden an einer Wand oder einem Baum ersetzt werden. Diese von den Soldaten als extrem demütigend empfundene Strafe wurde vor allem während des Bewegungskrieges angewandt, demnach auch bei dem von Dezember 1915 bis April 1916 in Mazedonien eingesetzten Regiment Einerts. Nach zahlreichen Beschwerden und andauernder Kritik von Parlamentariern auch der bürgerlichen Parteien im Hauptausschuß des Reichstages wurde diese Straftat im Mai 1917 abgeschafft; vgl. Ziemann, Front (wie Anm. 46), S. 110 – 112.

Aus meinen Feldpostbriefen, welche alle gut erhalten sind, habe ich mir die Stellen herausgeschrieben, die meinem Herzen im Kriege etwas Luft gaben, wobei aber bemerkt sei, daß ja durch die Zensur alles so unterdrückt war, daß man sich gar nicht erlaubte, etwas von der Wirklichkeit zu schreiben, hier und da konnte man es doch nicht übers Herz bringen und ließ mal einige Zeilen verlauten. Bemerkenswert möchte ich, daß ich als 21-jähriger Mensch eingezogen wurde und mich vor dem Kriege nie um Politik gekümmert habe und im Kriege erst recht nicht, denn dazu hatten wir ja gar keine Gelegenheit. Daß ich, als der Krieg zu Ende war, von Politik nicht das geringste verstand, beweist, daß ich beim Rückmarsch in die Heimat Kameraden meiner Kompanie, die von einem öffentlichen Gebäude, natürlich in voller Unkenntnis, eine rote Fahne heruntergeholt hatten, zujubelte. Als ich zur National-Versammlungs-Wahl anfangs 1919 ging, und damals war ich noch Soldat, habe ich mich vor dem Wahllokal erst erkundigen müssen, wer überhaupt gewählt werden müsse. Die Namen und die Parteien, die mir genannt wurden, kannte ich überhaupt nicht.

Nachfolgend gebe ich die fraglichen Stellen aus meinen Feldpostbriefen wieder:

### 1915

#### 28. Februar, aus der Garnison

Hier geht es uns nicht gut, es ist manchmal schlimmer wie in Friedenszeiten, wir wünschen uns alle ins Feld ...

#### 1. März, aus der Garnison

Die ganze Kompanie hat sich freiwillig ins Feld gemeldet, um das Leben in der Kaserne nicht mehr mit zu machen ...

#### 23. Mai, aus Rußland

Aus Rußland konnten wir Euch die Wahrheit nicht schreiben, sie können wir sagen, wenn wir, so Gott will, wieder nach Hause kommen ...

#### 10. Juni

Ich wünschte weiter nichts als daß der Krieg bald ein Ende nimmt ...

#### 21. Juni

Wohl denen, die am Anfang des Krieges gefallen sind, sie brauchen die Strapazen nicht mehr mit zu machen ...

#### 7. Dezember

Wäre nur bald der elende Krieg vorbei, ich bin es wirklich satt ... Bei uns kommen jetzt alte ungediente Landstürmer, es scheint mit Soldaten schlecht auszusehen. Ich denke jeden Tag, wenn nur erst Schluß wäre, man wird ganz stumpfsinnig, kein bißchen Freude, man möchte verzweifeln ...



1916

14. Januar, aus dem Felde

Die Kameraden sagen alle, wenn dieser Schwindel erst einmal ein Ende hätte ...

26. Januar

Die an diesem schrecklichen Kriege schuld sind und denselben weiterführen, können das Unglück nicht verantworten, das sie über uns gebracht haben ...

27. Januar

Kaisers Geburtstag, endlich einmal satt zu Essen ...

15. April

Es müßte jeder einmal sehen, wie es im Felde ist ...

31 Mai

Was die politischen Punkte anbelangt, muß ich Dir mitteilen, daß ich hierauf nicht eingehen kann. Es ist uns dies aus militärischen Gründen nicht möglich, sonst würde ich Dir gerne einmal meine Meinung kundgeben ...

9. Juni

Unsere Briefe stehen unter Zensur ...

30. Juli

Wie man jetzt von Urlaubern hört, soll es im Inland schlecht aussehen. Habt Ihr denn einigermaßen noch etwas zu Essen?

2. September

Es wird alles geprüft, was wir schreiben ...

9. September

Man hofft immer, daß es bald ein Ende nimmt, jedoch erscheint ein dritter Winterfeldzug so [gut] wie sicher. Es graust einem tatsächlich vor dem nächsten Winter, na, wir könnens ja aushalten ...

12. September

Man sieht, daß es jetzt schon an Menschen fehlt, die richtigen kommen ja doch nicht heraus. Wenn doch dieses Morden endlich ein Ende hätte. Ich könnte Euch so manches schreiben, doch die Zensur ist zu groß ...

September [ohne Tagesdatum]

Man dachte wirklich, daß die Völker noch vor dem dritten Winter zur Einsicht kämen, doch ist dies nicht der Fall, das Morden soll weitergehen.

6. Oktober

Nur schade für die Menschen, die geopfert werden... Daß schon so junge Jahrgänge gemustert werden, läßt tief blicken, doch die Kanonen fordern Menschen ...

21. Oktober

Man müßte doch wirklich meinen, daß alle Seiten zu der Einsicht kämen, daß das Ende des Krieges niemals durch Waffen herbeigeführt werden kann ...

28. Oktober

Nur schade für die Menschenmassen, die da nutzlos auf beiden Seiten hingeschlachtet werden ...

22. November

So manchmal verliert man tatsächlich allen Mut, wenn man immer weiter mitwursteln muß und immer noch kein Ende dieses schrecklichen Krieges. Vor kurzem war überall ein großes Gerede von [einem] Sonderfrieden mit Rußland, doch hat sich dies scheinbar als großer Schwindel herausgestellt. Na, man hat uns ja schon so vielmal verklapst. Jeder Staat schreibt wieder, aushalten bis zum endgültigen Siege. Wer soll bloß siegen? Nach 27 Monaten dieses Völkermordens ist man noch nicht zu der Einsicht gekommen, daß der Krieg mit Waffen nicht entschieden werden kann. Mit dem ewigen Gerede „Aushalten und durchhalten“ kommen wir dem Frieden nicht näher. Die kaum 18-jährigen werden eingezogen, zu Kanonenfutter ist alles gut. Für wen wir so schmachten müssen, wissen wir nicht. Man weiß eben nur, wir müssen. Na, darüber nur diese wenigen Worte, Ihr wißt, schreiben darf man nicht viel ...

2. Dezember

So müssen wir hier haussen und Ihr drinnen schmachten für die Existenz anderer ...

8. Dezember

Wir stecken einmal in dem Joch, in das man uns hineingezwängt hat und kommen auch nicht wieder heraus. Man hat uns richtig geknebelt ...

In diesem Winter wird auf allen Seiten ein ganz fürchterliches Kriegsmaterial geschaffen, das dann im Frühjahr Aufstellung findet, das Massenmorden wird wohl dann seinen Höhepunkt erreichen, ja, die armen Menschen, die da geschlachtet werden. Man sagt immer, auf Urlaub will man alles erzählen, wie es hier haussen ist. Doch ist man in Urlaub, denkt man nicht mehr dran und ist froh, wenn man nicht dran denken braucht. So wollte ich im August, als ich bei Euch war, noch viel erzählen, doch habe ich es nicht getan, um sich nicht darüber zu ärgern, was man erlebt hat und wie es einem gegangen ist ...

14. Dezember

Wie denkt Ihr über die Friedensfrage. Es wäre wirklich zu wünschen, daß etwas daraus würde. Doch trauen wir der Sache nicht. Man ist eben mit der Länge der Zeit ganz kalt geworden. Daß eine große Freude durch das Bekanntwerden des Friedensvorschlages hier haussen eintrat, könnt Ihr Euch ja denken. Wenn es nichts wird, dann wird von neuem viel Blut fließen. Es wird dies dann vielleicht der Zusammenbruch ganz Europas, das arme Volk hat es natürlich zu leiden ...

19. Dezember

Die Friedensaussichten scheinen den Zeitungen nach elend in die Brüche gegangen zu sein, ich habe schon vorher die Sache sehr mißtrauisch betrachtet. Wir sind eben ganz wehrlos und müssen es uns gefallen lassen, wie die Großen es mit uns machen. Es ist ja traurig, aber wahr. Von den Großkapitalisten werden wohl die meisten für die Fortsetzung des Krieges sein, damit sie [die] ungeheuerlichen Gewinne noch weiter einheimsen können. Diejenigen, die für die Fortsetzung des schrecklichen Krieges sind, sind ja nicht im Felde, die spüren es ja nicht, doch hierüber darf man nicht viel schreiben ...

1917

12. Januar

Beim dem jetzigen Wetter wird man den Kram tatsächlich satt ...

19. Januar

Wenn es doch nur bald Schluß wäre, denn bei dem Wetter geht man kaputt dabei ...

30. Januar

Man könnte verzweifeln, daß wir so nach und nach dabei kaputt gehen, ohne daß wir uns helfen können ...

5. März

Sonntag kennen wir schon seit Jahren nicht mehr ...

19. März

In Rußland ist jetzt Revolution ausgebrochen, deswegen wird der Krieg auch nicht aufhören, denn es sind immer wieder andere da, die den schrecklichen Krieg weiterführen.

27. April

Die Hauptsache ist, das der Schwindel nun bald ein Ende hat ...

7. Mai

Mit Urlaub ist es jetzt so eine Sache, denn es fahren immer nur Landwirte.<sup>51</sup> Der, der ein armer Tropf ist, erhält dafür auch keinen Urlaub, es ist nun einmal so beim Militär ....

12. Mai

Vorerst heißt es immer noch: Durchhalten und Maul halten. Wenn auch die Zeitungen immer schreiben, daß unsere braven Feldgrauen durchhalten wollen, so kann ich Euch versichern, daß jeder Soldat weiter nichts wünscht als den baldigen Frieden.

28. Mai

Durch die Landwirte und Offiziersburschen kriegen wir keinen Urlaub ...

30. Mai

Bei den Klängen der Musik denkt man an zu Hause und das eine „Wenn doch bald Schluß mit dem Schwindel wäre“.

7. Juli

Wenn doch dieses Gemetzel endlich ein Ende hätte.

11. Juli

Wie Urlauber erzählen, soll es mit Nahrung im Inland schlecht aussehen, da denkt man immer, wenn der Schwindel ein Ende hätte.

16. Juli

Hier gibt es wieder Offensiv-Verpflegung ...

11. September

Das, was man Euch sagen möchte, kann man ja doch nicht schreiben, wie überdrüssig man das Leben ist kann man auch gar nicht schildern ...

15. September

Es wäre wirklich zu wünschen, daß bald Schluß wird, denn man hat die Nase elend voll. So jahrelang keine fröhliche Stunde und ein Knechtschaftsleben. ...

18. September

Von Frieden hört man ja immer allerhand, doch sind wir darin schon ziemlich abgehärtet. Von einer anderen Kompagnie hat sich heute einer erschossen, da könnt Ihr sehen, wie satt es die Leute haben.

<sup>51</sup> Zu Ausmaß und Gründen der Bevorzugung von Landwirten bei der Urlaubserteilung vgl. ebd., S. 84–92.

25. September

Die deutsche Antwortnote an den Papst hatte ich mir anders vorgestellt. Sie sieht so vielversprechend gar nicht aus. Es wird wieder so wie früher, große Töne und dann wird es nichts ...

6. Oktober

Bei uns beginnt schon das schlechte Wetter, da denkt man immer, wenn der Schwindel ein Ende hätte.

20. Oktober

Was natürlich bei uns Ruhe heißt, kann ich Euch nicht erklären. Um die Disziplin der Truppe hoch zu halten, wird natürlich alles angestrengt, damit kein Mann andere Gedanken bekommt, sondern stets den preußischen Militarismus vor Augen hat. Daß man bei dieser Sklaverei bisweilen an überhaupt nichts mehr denkt, ist begrifflich. Ja, man wird das Leben manchmal so satt, daß man sich überlegt, warum man eigentlich lebt. Wir leben doch eigentlich nur für andere Menschen, damit es denen stets gut geht. Doch sich immer wieder ärgern über die unglückliche Lage, in die man uns gesteckt hat, ist ja zwecklos und erleichtert uns das Leben nicht

7. Dezember

Wie überdrüssig man das Leben ist, kann man Euch gar nicht schildern ...

1918

3. Februar

Wenn die großen Reden vorbei sind, heißt es jedes Mal wieder: Aushalten bis zum endgültigen Siege. Wenn nur diese Herren einmal herauskämen und mal den Sieg holen würden.

10. Februar

Das immerzu Durchhalten und Aushalten macht alle nervös. Die Verpflegung ist auch jetzt spärlicher – wenn die Marmelade nicht wär –. Was man so sagen möchte, kann man ja nicht schreiben.

14. Februar

Nur die Entente will von Frieden nichts wissen, es soll also nochmals ein großes Blutbad stattfinden nur wegen verschiedener Herren, die von einer Verständigung nichts wissen wollen. Hunderttausende von Menschen sollen also noch zu Grunde gerichtet werden und das Unglück, das über uns gekommen ist, soll noch erheblich vergrößert werden, alles für nichts und wieder nichts und dafür, daß es anderen gewissen Kreisen immer gut geht. Das große Blutbad wird ja nun bald beginnen, denn der Urlaub ist von heute ab auf unbestimmte Zeit gesperrt. –

20. Februar

Was wird es wohl in der nächsten Zeit werden. Kein Urlaub, kein Friede, von aller Welt abgeschnitten. Mit uns können sie ja das alles machen. So muß man nun sein schönes junges Leben für solche Zwecke hingeben und wer weiß wie es uns nochmal geht. Bei uns redet man von einer bevorstehenden großen Offensive. Wieviel tausende junger Menschen werden dann wieder zu Grunde gehen, nur wegen verschiedener Herren, die sich nun einmal nicht einigen können. Sie spüren ja auch nichts davon, sie brauchen ja nur zu befehlen.

16. März

Ich glaube ja nicht, daß diese jungen Jahrgänge noch eingezogen wären, zumal ja jetzt viele Truppen an der Ostfront frei geworden sind, aber man muß sich auf alles gefaßt machen, die ziehen noch die Schuljungen ein, das ist den Herren alles egal ...

22. März

Die Straßen sind voll von Verwundeten, zwischen unseren kommen wieder Engländer, einer an den anderen gestützt und so geht es fort. Es wird also ein Ende mit Schrecken geben ...

25. März

Die Trauernachrichten und Schmerzen, die jetzt wieder über das Volk kommen, werden sehr schwer sein. Viele, ja sehr viele meiner Kameraden, die ich sehr gut kannte, kommen nicht wieder. Es tut einem von Herzen weh, wenn man hört, daß dieser und jener gefallen ist. Die Verluste unsere Bataillons sind sehr hart.<sup>52</sup> Jedenfalls geht es aber gut vorwärts. Hoffentlich bringen diese kolossalen Ereignisse nun wirklich den Frieden ...

28. April

Es ist eine Schande, wenn man bedenkt, daß Jungen, die bei Kriegsausbruch kaum der Schule entwachsen waren, auch zu diesem Kriegsgetümmel herangezogen werden, nur, weil sich verschiedene Köpfe nicht einigen können. Was wir vom Kriege haben, ist nur, daß [man]<sup>53</sup> Geld und Gut und seine eigene Gesundheit opfern muß und seine besten Jahre in diesem Unheil zubringen muß ...

11. Mai

Ich glaube es Euch gern, daß Ihr diesen Schwindel auch überdrüssig seid. Wie satt ich den Kram habe, habe ich Euch schon des Öfteren geschrieben.

<sup>52</sup> Das I.R. 71 hatte bei Vendeuil an der am 21. März nach längeren Vorbereitungen beginnenden deutschen Frühjahrsoffensive teilgenommen und bereits am ersten Tag der Offensive 98 Tote und 250 Verletzte an Verlusten gezählt, aber auch 1273 englische Gefangene gemacht. Vgl. Schöning (wie Anm. 36), S. 408 – 417.

<sup>53</sup> Im Original: wir.

Jetzt haben wir wieder den schönen Mai, da denkt man dauernd an die schöne Heimat und muß sich darüber ärgern, daß man die schönen Jugendjahre – anstatt ein freies Leben zu genießen – im preußischen Gefängnis zubringen muß. Mit der Zeit wird es einem ganz egal, wie der Kram ausfällt, denn für uns ist der Krieg ja nicht ...

*13. Mai*

Wie gerne ich dabei gewesen wäre (bei einer Tour)<sup>54</sup>, kannst Du Dir denken, aber so war es hier wie hinter – Gefängnismauern.

*Thüringen in der Revolution von 1848/49*

*Vorträge,*

*gehalten auf dem Arbeitstreffen des VTG  
am 12. Dezember 1998 in Jena*

---

<sup>54</sup> Einfügung in Klammern durch Fritz Einert.